Auraser Stadtblatt.

Behördliches Organ für die Stadt und den Amtsbezirk Auras.

Erscheint jeden Sonnabend.

Anzeigen und örtliche Berichte für das „Auraser Stadtblatt“ werden bis Donnerstag mittag jeder Woche an die Buchdruckerei von Maretzke & Märtin in Trebnitz in Schlesien erbeten.

Bezugspreis:
Vierteljährlich bei Abholung von der Post 60 Pf., durch den Austräger die Nummer 7 Pf.

Anzeigenpreis:
Bei einmaliger Aufnahme die kleine Zeile 15 Pf., bei Wiederholungen Ermäßigung.

Nr. 22. Sonnabend, den 2. Juni **1917.**

Tag.	Datum.	S.-A.	S.-U.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.
Sonntag	3 Juni	4.52	9. 4	nachm. 7.16	vorm. 2.56
Montag	4 „	4.51	9. 5	„ 8.30	„ 3.28
Dienstag ☽	5. „	4.51	9. 6	„ 9.37	„ 4.11
Mittwoch	6 „	4.50	9. 7	„ 10.2	„ 5.8
Donnerstag	7. „	4.50	9. 8	„ 11.15	„ 6.18
Freitag	8. „	4.49	9. 9	„ 11.46	„ 7.40
Sonnabend	9 „	4.49	9. 9	vorm. 12.11	„ 9.5

Komm' an denn, Feind, wenn deutsches Mark
Zu spüren dich gerüstet!
Die steht ein Volk, in Eintracht stark,
In Gottes Kraft gerüstet!
Schmettre, Kriegsposaunenklang!
Brause, brause, Schlachtgesang:
Hie deutsches Reich für immer!

Marktkalender (K=Kram-, P=Pferde-, V=Viehmarkt).
4. Juni. Grünberg (Schw.), Nieder-Rudelsdorf (K.) **5.** Bladen (K), Cosel (VP.), Festenberg (V), Freystadt (K.), Grottkau (VP.), Schmiedeberg (K), Winzig (KV.), Wittichenau (VPSchw) **6.** Freystadt (KVP.), Podrosche (V.), Schmiedeberg (KVPSchw.). **8.** Breslau (2 Wollm.), Ruhland (Schw.).

Amtlicher Teil.

Zuckerverteilung.

Der Kreisausschuß wird demnächst Zucker zur häuslichen Obstverwertung verteilen. Der Bedarf kann **bei uns** bis spätestens 8. Juni c. angemeldet werden.

Der Magistrat.

Politische Rundschau.

Deutsches Reich.

✚ Für den am 5. Juli wieder zusammentretenden **Reichstag** hatte man nur eine kurze Tagung von drei bis vier Sitzungen in Aussicht gestellt, dann sollte das Reichsparlament wieder bis zum Herbst in Ferien gehen. Da sich die vorliegenden Arbeiten aber wahrscheinlich nicht in so kurzer Zeit erledigen lassen werden, nimmt man jetzt an, daß der Reichstag etwa zwei Wochen zusammenbleiben wird, da der Hauptausschuß außer der neuen Kreditvorlage auch seine sonstigen bisherigen Arbeiten dem Plenum unterbreiten will.

✚ Eine Anzahl von **parlamentarischen Studienfahrten** sollen in nächster Zeit veranstaltet werden. Zunächst werden sieben Reichstagsabgeordnete, Angehörige aller Fraktionen, ganz Deutschland bereisen und sich in erster Linie über den Viehbestand unterrichten, über die Tätigkeit der Viehhandelsverbände, über die Aufbringung der notwendigen Viehmengen, über die Art der Verladung des Viehs usw. Um den Parlamentariern einen möglichst umfassenden Einblick zu gewähren, werden die verschiedensten Gegenden mit oft stark abweichenden Verhältnissen berührt werden. Die erste Reise wird eine Woche dauern, eine zweite wird später erfolgen. Wenn sich das System bewährt, sollen weitere parlamentarische Studienfahrten veranstaltet werden, um den Abgeordneten auch in anderen Wirtschaftsgebieten Einblick zu ermöglichen.

✚ Daß **Baden die Politik des Reichskanzlers unterstützt**, brachte der Minister des Innern Freiherr v. Bodmann in der Zweiten badischen Kammer zum Ausdruck. Auf eine Äußerung des Abgeordneten Geck (U. Soz.) entgegnete er nämlich: „Der Abgeordnete Geck hat uns aufgefordert, wir möchten auf die Reichsregierung einwirken, damit sie mit ihren Friedensbedingungen herausrückt und so zu einem baldigen Frieden beiträgt. Das wird die großherzogliche Regierung nicht tun. Sie steht auf dem Standpunkt der Politik des Reichskanzlers. Was über die Kriegsziele zu sagen ist, ist wiederholt und genügend ausgesprochen worden. Unsere Aufgabe besteht nun darin, daß jeder an seinem Platze seine Pflicht tut, daß wir durchhalten und den Sieg erringen, der uns einen Frieden sichert, der uns vor weiterem Unheil in Zukunft bewahrt, uns und die nach uns kommen.“

✚ Die **erste staatliche Kriegshilfskasse** ist jetzt in Braunschweig ins Leben gerufen worden. Der Landtag hat die Regierungsvorlage über die Errichtung einer solchen Kasse mit einer Million Mark einstimmig angenommen. Die Kasse wird zunächst Kriegsteilnehmern und deren Angehörigen, bei denen andere Hilfsquellen versagen, die für das Fortkommen benötigten Darlehen gewähren.

✚ Auf der im Juni in Stockholm zusammentretenden internationalen Gewerkschaftskonferenz soll über ein sozialpolitisches Friedensprogramm beraten werden, das der **Verbesserung der Lage der Arbeiter aller Länder bei den Friedensverhandlungen** dienen soll. Der Vorstand des Internationalen Gewerkschaftsbundes hat das Programm veröffentlicht. Es ist von dem deutschen Gewerkschaftsführer Legien entworfen und verlangt: Freizügigkeit, schrankenloses Koalitionsrecht, Ausbau der sozialen Versicherung, internationalem Festlegung einer höchstens zehnstündigen Arbeitszeit, Anwendung aller Arbeiterschutzgesetze auf die Heimindustrie, Verbot der Erwerbstätigkeit für Kinder unter 15 Jahren, internationale Begrenzung der Arbeitszeit für Arbeiterinnen und internationale Festlegung der Mutterschutzgesetzgebung, Regelung des Arbeiterschutzes und Einrichtung eines internationalen Arbeitsamtes zu seiner Durchführung und Förderung.

Österreich-Ungarn.

✕ Das Befehlsschreiben Kaiser Karls betreffend die **Entlassung der beiden ältesten Jahrgänge des Landsturms** wird in der gesamten Öffentlichkeit mit vollster Befriedigung und lebhaftester Dankbarkeit für den Monarchen begrüßt. Die Blätter legen die weittragende sowohl militärische wie auch volkswirtschaftliche Bedeutung der Maßnahme dar, die einerseits von der militärischen Kraft der Monarchie Zeugnis ablege, anderseits einen Ausblick auf die Steigerung der Produktionskraft im Hinterlande in allen Zweigen der Industrie und Landwirtschaft eröffne, woraus gewiß auch eine Erleichterung der Lebenshaltung der breiten Volksmassen zu erhoffen sei.

✕ Die **ungarische Kabinettskrise** beschäftigt die politischen Kreise der Donaumonarchie sehr lebhaft. Dabei kann es nicht fehlen, daß mancherlei Vermutungen über ihre Lösung auftauchen. So war das Gerücht verbreitet, daß Generaloberst Erzherzog Joseph als Nachfolger des Grafen Tisza in Aussicht genommen sei. Es hieß, die Regierung wolle offenbar gleichzeitig die verfassungsrechtliche Frage lösen, ob ein Mitglied des Herrscherhauses an die Spitze eines parlamentarisch verantwortlichen Kabinetts treten kann. Diese Frage wird mit „Ja“ beantwortet unter dem Hinweis auf die außergewöhnlichen Zeiten, die außergewöhnliche Entschlüsse rechtfertigen. Merkwürdigerweise findet ein Kabinett unter Erzherzog Joseph die stärkste Unterstützung von seiten der Opposition. Nun aber wird aus Wien gemeldet, daß Generaloberst Erzherzog Joseph aus verfassungsrechtlichen Gründen auf keinen Fall an die Spitze des neuen Ministeriums treten könne. Seine Mission wird sich vielmehr lediglich darauf beschränken, die Entwirrung der Ministerkrise durchzuführen.

Italien.

✕ Die **inneren Wirren** im Lande werden am besten durch die Verhaftung der Bürgermeister von Bresso und Novaggio gekennzeichnet, die unter der Beschuldigung erfolgte, die Anstifter der lombardischen Hungerrevolten, die vier Tage angedauert hätten, gewesen zu sein. Einer der Bürgermeister hatte die Bauern der Umgebung zu einer Besprechung eingeladen und sie aufgefordert, verstecktes Getreide nicht herauszugeben, solange der Staat nicht für eine gerechtere Preisverteilung sorge. Der andere hatte eine Hetzrede gegen den Krieg gehalten und die hauptsächlich aus Frauen bestehende Versammlung aufgefordert, nach Mailand zu gehen und durch eine Kundgebung das Ende des Konfliktes zu erzwingen.

Polen.

✕ Die Entscheidung über die **Lösung der polnischen Frage** dürfte in wenigen Tagen zu erwarten sein. Der vorläufige polnische Staatsrat hatte sich nämlich an die Okkupationsbehörde mit dem Ersuchen gewandt, aus der schwierigen Lage einen Ausweg zu schaffen, die entstanden ist, weil der Staatsrat nicht das Vertrauen des polnischen Volkes gewonnen habe, dessen Ungeduld zudem ständig wachse. Die Antwort der Regierungen beider Mittelmächte ist umgehend erfolgt. Der österreichische Regierungskommissar Freiherr v. Konopka verlas eine Erklärung, die besagt, daß zwischen beiden Regierungen Verhandlungen stattgefunden hätten, weshalb der deutsche Reichskanzler auch in Wien geweilt habe. Eine endgültige Antwort könne noch nicht erfolgen, doch könne die Entscheidung nur eine Frage weniger Tage sein. In einer demnächst einzuberufenden Vollsitzung des Staatsrates soll die Antwort erteilt werden. Die Regierungen hoffen, daß der Staatsrat mit Rücksicht auf seine wichtigen Funktionen sich bis dahin nicht selbst ausschalten werde. — Die letztere Bemerkung läßt darauf schließen, daß der Staatsrat seinen Rücktritt in Aussicht gestellt hatte.

Belgien.

✕ Eine **Kriegskontribution von monatlich 60 Millionen Frank** ist durch Verordnung des Generalgouverneurs unter Aufhebung des Befehls vom 20. November 1916 in Gemäßheit des Artikels 49 des Haager Abkommens betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges der belgischen Bevölkerung bis auf weiteres als Beitrag zu den Kosten der Bedürfnisse der Heeresverwaltung des besetzten Gebietes auferlegt worden. Die Beschaffung der Beträge hat durch die Provinzen Belgiens im Wege der Anleihe zu geschehen.

Portugal.

✕ Infolge der steigenden Lebensmittelnot sind **neue schwere Unruhen** in Lissabon und anderen Städten ausgebrochen. In Lissabon wurde die Nationalgarde angegriffen, worauf die im Hafen liegenden Kriegsschiffe das Bombardement eröffneten. 40 Personen wurden getötet, 300 verwundet. In den Vorstädten wurden viele Läden gestürmt und geplündert. Angeblich ist die Ruhe wiederhergestellt.

✕ Die letzten **Ausschreitungen in Lissabon**, an denen sich auch Matrosen beteiligten, waren spanischen Berichten zufolge weit ernster als ursprünglich angenommen wurde. Als die hungernde Menge die Läden zu plündern begann, wurde das Kriegsrecht verkündet und Militär aufgeboten, das mit Geschützen und Maschinengewehren die Hauptstraßen besetzte und in die Menge hineinschoß, wobei zehn Personen getötet und fünfzig verwundet wurden. Die Ruhe konnte nur mit großer Mühe wiederhergestellt werden.

Schweden.

✕ Die **Vorbesprechungen zur Stockholmer Konferenz** haben mit einer Unterredung des holländisch-skandinavischen Ausschusses mit den bulgarischen Vertretern begonnen. Im Mittelpunkt der Erörterungen stand die Balkanfrage und besonders die macedonische Frage. Der Ausschuß sprach sich für die nationale Einigung aller Teile der bulgarischen Völker aus. Auf dieser Grundlage werde auch eine Einigung der Balkanvölker möglich sein. Der Ausschuß fordert die Wiederherstellung Belgiens, Rumäniens, Serbiens und Montenegros und will den Grundsatz der freien Selbstbestimmung der Völker auch auf Polen und Armenien ausgedehnt wissen. Zum Zwecke des Abschlusses eines baldigen Friedens sollen in allen Parlamenten der kriegführenden Staaten energische Schritte unternommen werden. Der Ausschuß empfiehlt als Hauptmittel diesen Frieden dauerhaft zu machen: Völlige Demokratisierung Europas, Schiedsgerichte, Schaffung einer zwischenstaatlichen Rechtsordnung mit Zwangsmitteln.

Rußland.

✕ Dem vor einiger Zeit verbreiteten Gerücht, daß sich **Rußland in der Gewalt Englands und Japans** befinde, war von allen Beteiligten mit Leidenschaft widersprochen worden. Jetzt aber bestätigt es sich, wie aus einwandfreier schwedischer Quelle berichtet wird. Danach hat Japan Charbin, Wladiwostok und die Bahn nach Charbin mit 17 Divisionen besetzt, um die „Ordnung aufrechtzuerhalten“, während aus demselben Grunde die Engländer außer Archangelsk auch Alexandrowsk (an der Murmanküste) in Händen haben. Auch die englischen Pläne auf Estland und Livland sind nicht aufgegeben. Das tollste aber ist, daß englische Kontrollbehörden die Pässe für Auslandsreisen bewilligen. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, wenn die Stimmung unter den Soldaten und in der Bevölkerung immer gereizter wird. Um die Disziplin im Heere wiederherzustellen, hat der neue Kriegsminister neue besonders strenge Vorschriften, die aber die Todesstrafe ausschließen, erlassen. Inzwischen gärt es im Innern weiter. Die Bauern sind unruhig, weil sie noch nicht in den Besitz des versprochenen Landes gekommen sind, hier und da hat auch die monarchische Gegenströmung Boden gewonnen, kurz niemand vermag vorauszusagen, welchen Verlauf die russische Krise nehmen wird.

Amerika.

✕ An der Börse von Rio de Janeiro hat die **brasilianische Kriegsgefahr** prompt eine große Panik ausgelöst. Der Kurs des Milreis sank in großen Sprüngen abwärts, ebenso verloren alle übrigen Werte. Präsident Braz hat, nachdem die Neutralität im deutsch-amerikanischen Kriege durch den brasilianischen Kongreß aufgehoben worden ist, die ersten Vorbereitungen für den Krieg getroffen. Brasilien erließ ein Ausfuhrverbot von Kupfer und Eisen. Die Ausfuhr von Getreide und anderen Lebensmitteln soll eingeschränkt werden. Die Stadt Rio de Janeiro wird eine Anleihe von 1½ Millionen Pfund aufgeben.

Bunte Tages-Chronik.

Wien, 24. Mai. Der von Washington abberufene Botschafter Graf Tarnowski ist hier eingetroffen.

Nah und Fern.

Elbeschiffahrt auf der — Weser. Im Gegensatz zu der immer noch daniederliegenden Privatschiffahrt auf der Elbe hat sich die auf der Weser in den letzten Wochen bemerkenswert gehoben. Da dort Massentransporte von Steinkohlen, Erzen und Grubenhölzern auszuführen sind, hat eine Abwanderung von Elbkähnen nach der Weser eingesetzt. Viele Elbschiffer haben ihre Kähne an Weserschiffer verkauft und zwar zu ungewöhnlich hohen Preisen: für einen in Friedenszeiten mit 35 000 M bewerteten Kahn werden jetzt 50 000 M und mehr bezahlt.

Weihe der ersten Kriegsnotkirche in Ostpreußen. Am Sonntag fand die feierliche Weihe der Notkirche in Walterkehmen, Kreis Gumbinnen, der ersten vollendeten Notkirche in den von den Russen zerstörten Landesteilen Ostpreußens, statt. Oberhofprediger Dryander hielt die Weiherede. Der Wiederaufbau der zerstörten 22 Kirchen Ostpreußens wurde verschoben; sie sollen nach besonderen architektonischen Grundsätzen aufgebaut werden.

Keine Brennesseln essen! Von vielen Seiten ist darauf hingewiesen worden, daß die Brennessel ein vorzügliches Gemüse sei. Dem gegenüber sei jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß das Abpflücken der jungen Nesseltriebe nicht empfehlenswert ist, weil dadurch die spätere Ernte der Nessel beeinträchtigt werden würde. Wir brauchen die Brennesselfasern dringend für unsere Kriegswirtschaft; die wertvolle Faserpflanze sollte daher nach Möglichkeit geschont werden.

600 jährige Jubelfeier der Stadt Schlawe. Die Stadt Schlawe in Pommern konnte dieser Tage das Jubiläum ihres 600 jährigen Bestehens feiern. Nach alten Urkunden wurde die Stadt am 22. Mai 1317 durch Johann von Schlawe und seine Brüder Peter von Neuenburg und Laurentius von Rügenwalde gegründet. Nach dem Dreißigjährigen Kriege soll die Zahl der Bürger auf 40 gesunken sein. Heute hat Schlawe 7000 Einwohner.

Selbstmord eines österreichischen Reichsratsabgeordneten. Der Großindustrielle und Sensenwerkbesitzer Michael Piesliger in Salzburg, Präsident der Sektion Oberösterreich des Bundes österreichischer Industrieller und langjähriger Reichsratsabgeordneter, hat sich aus Furcht vor geistiger Umnachtung erschossen.

Bei Gewitter nicht telephonieren! Die Ehefrau des Gastwirts Junge in Cuxhaven wurde während eines Gewitters an den Fernsprecher gerufen. Als sie kaum den Hörer abgenommen hatte, fiel sie tot zu Boden. Ein Blitzstrahl war in die Leitung gefahren und hatte dem Leben der Frau ein jähes Ende bereitet.

Ansiedlung von Kriegsdienstbeschädigten. Der Gutsbesitzer Rittmeister a. D. Wolff in Ebenroth in Unterfranken hat sein im besten Kulturzustande befindliches 500 Morgen großes Gut mit dem landwirtschaftlichen Inventar dem bayerischen Ministerium des Innern zur Ansiedlung von Kriegsdienstbeschädigten als Geschenk überwiesen.

Ein unbegreiflicher Optimist. Leute, die es wissen können, behaupten, daß in Zeitungsredaktionen niemals Geld vorhanden sei. Der Arbeiter Schullenberg in Witten an der Ruhr scheint nicht zu diesen Wissenden zugehören, denn er machte sich, die Brust von Hoffnung auf unerhörte Schätze geschwellt, das Vergnügen, in die Redaktionsräume eines Wittener Blattes einzubrechen. Seine Beute bestand in 1,20 Mark und zwei Bleistiften. Nun kann der merkwürdige Optimist ein ganzes Jahr lang im Gefängnis über seine Weltfremdheit nachdenken.

Verheerende Feuersbrünste. Die Stadt Wischau in Mähren wurde von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht. Das Feuer verbreitete sich, da ein orkanartiger Sturm wütete, mit großer Schnelligkeit. In unglaublich kurzer Zeit fielen den Flammen etwa 55 Häuser zum Opfer. Fünf Personen sind ums Leben gekommen. Die Gefahr einer weiteren Ausbreitung des Brandes besteht noch immer. — In Gyöngyös (Ungarn) brach im städtischen Krankenhause ein Feuer aus, das infolge des herrschenden starken Windes ganze Häuserreihen einen Raub der Flammen werden ließ. — Im Städtchen Osjory bei Grodno hat ein Großfeuer über hundert Gebäude, darunter die Kirche, die Schule und die Post, eingeäschert.

Gute Ernteaussichten auch in Ungarn. Aus Budapest wird berichtet: Nach den aus der Provinz eingegangenen Berichten ist der Saatenstand in ganz Ungarn überaus günstig. Die diesjährigen Aussichten gehen dahin, daß von den Herbstsaaten ein bedeutend größerer Ertrag erzielt werden wird als im Vorjahre. Das bewirtschaftete Areal ist um ein Viertel größer als im Vorjahre. Besonders günstig entwickeln sich Gerste und Hafer, während Roggen im Wachsen ein wenig zurückgeblieben ist.

Einheitskleidung in England. Die englische Zivilbevölkerung soll, holländischen Blättermeldungen zufolge, demnächst eine einheitliche Kleidung erhalten. Dies geschehe auf Vorschlag der offiziellen Versorgungsstelle, die darauf hingewiesen habe, daß wegen des Mangels an Rohstoffen und zwecks Erzielung von Ersparnissen an Tuchen die Einführung einer Einheitskleidung erwünscht sei.

Verhängnisvolle Brückenvernichtung. Die Brücke zwischen Rostow am Don und Botaisk ist infolge der jüngsten Überschwemmungen vernichtet. Dadurch ist die Verbindung Rußlands mit dem Kaukasus unterbrochen. In Botaisk liegen Millionen Pud an Lebensmitteln, die für die Armeen in den nördlichen Gouvernements bestimmt waren und jetzt verderben.

Baubeschränkung durch das Oberkommando in den Marken. Einen starken Eingriff in das Baugewerbe bedeutet eine Bekanntmachung des Oberbefehlshabers in den Marken, wonach vom 15. Juni ab in Berlin und der Provinz Brandenburg Bauten aller Art nur mit Genehmigung begonnen oder fortgeführt werden dürfen. Der Grund für die Anordnung dürften der Arbeitermangel und die Materialknappheit sein.

Eine Erinnerung an das Nobilingsche Attentat auf Kaiser Wilhelm I. Der in Berlin erfolgte Tod des Generalmajors Grafen Friedrich v. Reichenbach ruft die Erinnerung an das Nobilingsche Attentat auf Kaiser Wilhelm I. (2. Juni 1878) wach. Graf Reichenbach, der damals Leutnant war, befand sich zufällig in unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Wagens, als die Schüsse des Attentäters fielen. Er eilte sofort zu Hilfe und richtete mit dem Leibjäger den zusammengebrochenen Kaiser auf, dem er dann mit seinen Handschuhen und seinem Taschentuch das Blut von der Stirn wegwischte. Diese Erinnerungsstücke an die Schreckenstat befinden sich jetzt im Hohenzollernmuseum in Berlin.

Eine ganze Familie vergiftet. Der Schreiner Schremmer in Kassel, der unheilbar lungenkrank war, hat aus Verzweiflung sich, seine Ehefrau und seine vier Kinder vergiftet.

Neue große Brände in Deutschland. Infolge von Blitzschlägen haben im Gebiete der oberen Weser mehrere große Feuersbrünste stattgefunden. In Niedermarsberg wurden vier Gehöfte vollständig eingeäschert. — In dem Dorfe Altkloster an der Unterelbe ist die große Wintersche Papierfabrik, die jetzt Viehkraftfutter herstellt, zum großen Teile niedergebrannt. Der Schaden wird auf 1½ Millionen Mark geschätzt. — Im Oldendorfer, Königsmoor im Unterelbegebiet brach ein Heide- und Moorbrand aus, der auch auf benachbarte Moore übersprang. Es sind fast 1000 Morgen Heide und Moor und große Bestände an gestochenem Torf vernichtet worden. — In der Chemischen Fabrik von A. F. Kahlbaum in Adlershof bei Berlin entstand infolge einer heftigen Explosion ein großer Brand, der einen Teil des Betriebes zerstörte. Mehrere Personen wurden nicht unerheblich verletzt. Wegen der Gefahr weiterer Explosionen mußte die Räumung einer Reihe von Häusern angeordnet werden.

Zum Brande von Gyöngyös. Die amtliche Untersuchung über das Brandunglück in der ungarischen Stadt Gyöngyös hat festgestellt, daß von 2900 Häusern über 1200 — nicht 1600, wie zuerst gemeldet worden war — völlig niedergebrannt sind. Der Schaden dürfte sich auf über 30 Millionen Kronen belaufen. Die Zahl der Opfer an Toten hat sich auf 14 erhöht. Das Königspaar hat die Stadt besucht, um die Unglücksstätte zu besichtigen und der schwer betroffenen Bevölkerung seine Teilnahme und Hilfsbereitschaft auszudrücken. König Karl spendete 30 000 Kronen, die Königin 20 000 für die Hilfstätigkeit zugunsten der durch das Brandunglück geschädigten Bewohnerschaft.

Belohnte Appetiteinschränkung. In London und in anderen Städten Englands findet man jetzt an vielen Häusern Zettel mit der Aufschrift: „Die Bewohner dieses Hauses haben im vaterländischen Interesse ihren Appetit eingeschränkt.“ Nach den Wünschen eines Mitgliedes des Unterhauses sollten Leute, die sich freiwillig einschränken, äußerlich durch einen metallenen Knopf gekennzeichnet werden. Der Munitionsminister weigerte sich jedoch, hierfür Metall abzugeben, so daß die Magenpatrioten sich mit einem kleinen Erinnerungsbändchen werden begnügen müssen.

Aus der Brandchronik des Auslandes. Die Ortschaft Obertrum bei Salzburg wurde durch eine Feuersbrunst fast völlig in Asche gelegt. — Von einem furchtbaren Brandunglück wurde der in der Nähe der sächsischen Grenze gelegene böhmische Ort Oberreuth heimgesucht. Von den etwa 60 Gehöften des Dorfes gingen 29 mit allen Nebengebäuden in Flammen auf. Viel Vieh ist dem Feuer zum Opfer gefallen. — In Drenthe (Holland) herrscht ein großer Fennbrand; es sind dabei zahlreiche Personen umgekommen und mehrere Schiffe, sowie ungefähr 80 Häuser verbrannt. Vorläufig ist es nicht möglich, das Feuer zu löschen. — Im Geschäftsviertel von Atlanta (Vereinigte Staaten) sind durch ein Schadenfeuer fast 100 Häuserblocks zerstört worden. Der Schaden beläuft sich auf mehrere Millionen Dollar. — Der Feuersbrunst in der ungarischen Stadt Gyöngyös sind nicht weniger als 1600 Häuser zum Opfer gefallen. Neun Personen sind tot, fünfzig schwer verletzt. Etwa 7000 Menschen sind obdachlos und befinden sich in der größten Not. Der angerichtete Schaden wird auf 20 Millionen Kronen geschätzt. Die Stadt wurde bereits im Jahre 1904 von einer ähnlichen Brandkatastrophe heimgesucht.

Ausstand der „Midinettes“. Seit einigen Tagen sind etwa 7500 Pariser „Midinettes“ (Schneiderinnen und Modistinnen) im Ausstand. In der Rue de la Paix, in der sich die teuersten Modegeschäfte befinden, ist es zu heftigen Tumulten gekommen. Die Lage der Pariser Kleiderarbeiterinnen ist geradezu verzweifelt, weil die meisten von ihnen täglich nicht mehr als 3 Frank verdienen und nicht in der Lage sind, sich ausreichend zu ernähren.

Reiche Stiftung. Der kürzlich in Hellerup bei Kopenhagen verstorbene Hausbesitzer Ibsen bestimmte sein gesamtes Vermögen von 7—8 Millionen Kronen zu einem Vermächtnis, dessen Zinsen altersschwachen Dienstmädchen und Haushälterinnen, Privatlehrerinnen und Krankenpflegerinnen, die keinen Anspruch auf Pension haben, zufließen sollen.

Ein weiblicher Professor der Musik. In diesen Tagen ist Fräulein Maria Bender, der ordentlichen Lehrerin an der Kgl. Hochschule für Musik in Charlottenburg, der Titel Professor verliehen worden. Fräulein Bender, die Tochter eines Heidelberger Gelehrten, ist der erste weibliche Professor der Musik in Deutschland.

Studenten als Lehrer. Für die Dauer des Krieges können Studenten in höheren Semestern, Kandidaten der Theologie oder der Philologie, mit Genehmigung des Unterrichtsministers ausnahmsweise an Volks- oder Mittelschulen vorübergehend beschäftigt werden. Voraussetzung ist, daß die lehrenden Studenten von dem Hauptlehrer oder Rektor ausreichend angeleitet werden können.

Verschärfung der Paßvorschriften. Als Paßersatz für den Grenzübertritt oder den Aufenthalt im Reichsgebiet wird vom 1. Juni 1917 ab nur noch der Personalausweis nach dem Muster in der Reichskanzlerbekanntmachung vom 24. Juni 1916 ausgestellt. Die bisher zugelassenen anderweitigen Personalausweispapiere verlieren mit dem 1. September 1917 ihre Gültigkeit. Die für ausländische Arbeiter allgemein zugelassenen, von der deutschen Arbeiterzentrale ausgestellten Legitimationskarten behalten dagegen nach wie vor ihre Gültigkeit.

Rumänisches Getreide in Westfalen. In Hameln traf auf der Weser zum erstenmal ein bayerischer Schleppkahn mit 9000 Zentner Weizen aus Rumänien ein. Er legte die 900 Kilometer lange Reise Bamberg—Hameln innerhalb drei Wochen zurück.

Vier Knaben ertrunken. In dem bei Stralsund gelegenen Dörfchen Devin unternahmen vier Knaben heimlich eine Bootsfahrt auf dem See. Unterwegs wurde das Boot leck. In ihrer Angst sprangen die vier Jungen ins Wasser und ertranken sämtlich.

Folgenschwere Ätherexplosion. In Troisdorf ereignete sich, wie aus Köln gemeldet wird, eine Ätherexplosion, der zehn Menschenleben zum Opfer fielen. Außerdem wurden vier Arbeiterinnen verletzt.

Tragisches Ende einer Kahnpartie. Bei einer von Waldarbeitern und Waldarbeiterinnen unternommenen Vergnügungsfahrt auf dem Schlawer Stuckelsee bei Wollstein kenterte das Boot. Vier von den Insassen — ein Arbeiter und drei Arbeiterinnen — ertranken.

Verdorbenes Mehl als Todesursache. In Steglitz bei Berlin ist ein Ehepaar nach dem Genuß von verdorbenem Mehl, das offenbar ausländischer Herkunft war, unter schweren Vergiftungserscheinungen gestorben. Es konnte noch nicht festgestellt werden, woher das Mehl, das zu Kuchen verbacken worden war, stammte.

Kletterverbot in der Sächsischen Schweiz. Wie aus Dresden berichtet wird, ist die Ausübung des Kletter-sports an den Felsen, die in den zum Bezirk der Amtshauptmannschaft Pirna gehörigen Staatsforstrevieren liegen, für die Dauer des Krieges verboten worden.

Fleischnot und Hunde in England. Wie schlimm es mit dem Fleischmangel steht, zeigt besser als alle Worte folgende Anzeige in der Londoner „Times“ vom 16. Mai: „Hundeliebhaber und Hundebesitzer werden aufgefordert, morgen abend um 8 Uhr möglichst zahlreich in einer Versammlung in der Queens Hall zu erscheinen, um gegen jedwede gesetzlichen Maßnahmen energisch zu protestieren, da deren Wirkung heute eine vollständige Vernichtung unserer Hunde bedeuten würde.“

Bootsunglück auf dem Rhein. Bei einer Kahnfahrt auf dem Rhein ertranken infolge Umschlagens des Nachens drei Gymnasiasten aus Düsseldorf. Die Leichen konnten noch nicht geborgen werden.

Die „Fram“ als Museumsschiff. Vor längerer Zeit schon trug man sich in Norwegen mit dem Gedanken, die „Fram“, Nansens und Amundsens berühmtes Expeditionsschiff, dauernd als Museumsschiff zu erhalten. Dieser Plan scheint jetzt der Verwirklichung näher gerückt zu sein. Eine genaue Untersuchung des Schiffes hat ergeben, daß seine Wiederherstellung durchaus möglich ist, obwohl mehrere Schiffsteile unter dem ersten und zweiten Deck von sogenannter Trockenfäule angegriffen sind. Das Schiff soll natürlich möglichst in seinem ursprünglichen Zustande erhalten bleiben. Es wird wahrscheinlich im Hafen von Christiania verankert werden und zwar dort, wo der neue monumentale Rathausbau geplant ist.

War die Versenkung des „Sussex“ eine Kriegshandlung? Ein interessanter Prozeß kam vor der sechsten Kammer des Pariser Zivilgerichts zur Verhandlung. Eine Frau Leduc, deren Mann als Opfer der Versenkung des „Sussex“ den Tod gefunden hat, forderte von einer Versicherungsgesellschaft 10 000 Frank. Leduc hatte sein Leben zugunsten seiner Frau versichern lassen. Die Gesellschaft weigerte sich jedoch zu zahlen, indem sie sich auf einen bestimmten Paragraphen der Police, der sie bei einem durch den Krieg verursachten Todesfall von der Zahlungspflicht entbindet, berief. Der Anwalt der Witwe Leduc behauptete dagegen, daß die Versenkung unbewaffneter Schiffe keine Kriegshandlung sei, sondern eine durch die Kriegsgesetze verbotene „unmenschliche Tat“. Das Gericht stellte sich jedoch auf die Seite der Gesellschaft und wies die Klage, unter einigen pöbelhaften Ausfällen gegen Deutschland, ab, da „das Ereignis, in dessen Verlauf Leduc den Tod gefunden hat, direkt und aufs engste mit dem jetzigen Kriege in Verbindung stand“. Die Gesellschaft habe deshalb ein Recht, sich auf ihre Kriegsklausel zu berufen.

Die verbilligte Fleischzulage wird nach Mitteilung des Kriegsernährungsamtes weiter gewährt, bis die Brotration aus dem Ertrage der neuen Ernte wieder erhöht werden kann, also bis etwa Mitte August 1917. Rechtzeitig vor diesem Zeitpunkte wird die Entscheidung darüber getroffen werden, wieviel Fleisch weiter aus unsern Viehbeständen entnommen werden kann, ohne die Versorgung der Bevölkerung mit Fleisch, Milch und Butter für die Dauer zu gefährden.

Keine Herabsetzung der Brotration. Durch gewissenlose Menschen ist die Nachricht verbreitet worden, daß im Juni die wöchentliche Brotration von 1600 auf 1400 Gramm herabgesetzt werden solle. An dieser Nachricht ist, wie ausdrücklich festgestellt werden muß, kein wahres Wort.

Der Bock als Gärtner. Der Vorstand des Lebensmittelamtes in Mannheim, Direktor Dr. Bartsch, wurde wegen Überschreitung der Höchstpreise zu einer Geldstrafe von 100 Mark verurteilt, weil er Landbutter und Molkereibutter vermischt als Tafelbutter verkauft hatte.

Bestrafung der Malzschieber. Die Strafkammer in Bamberg verurteilte den Kaufmann David Rosenblatt aus Regensburg wegen Malzschiebungen nach Schweinfurt zu 37 100 Mark Geldstrafe und den Malzfabrikanten Josef Heider aus Regensburg wegen Malzschiebungen nach Leipzig zu 82 100 Mark Geldstrafe.

Die Viehzählung am 1. Juni im ganzen Deutschen Reiche erstreckt sich auf Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine. Für das Königreich Preußen ist die Zählung auch auf die Ziegen, Kaninchen und das Federvieh ausgedehnt. Die Militärpferde werden nicht gezählt. Die Ergebnisse der Viehzählung dürfen nur zu amtlichen, statistischen Arbeiten, jedoch nicht zu Steuerzwecken benutzt werden. Sie dienen lediglich den Zwecken der Staats- und Gemeindeverwaltung und der Förderung wissenschaftlicher und gemeinnütziger Aufgaben. Über die den Viehbesitz des einzelnen betreffenden Nachrichten wird das Amtsgeheimnis gewahrt. Wer vorsätzlich eine Anzeige, zu der er aufgefordert wird, nicht erstattet oder wissentlich unrichtige oder unvollständige Angaben macht, wird mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 10000 Mark bestraft, auch kann Vieh, dessen Vorhandensein verschwiegen worden ist, im Urteil als „für dem Staate verfallen" erklärt werden.

Enten- und Gänseeier. Mehrfach wird irrtümlicherweise angenommen, daß der Verkehr mit Enten- und Gänseeiern keinerlei Beschränkungen unterliegt. Demgegenüber ist auf § 18 der Verordnung über Eier vom 12. August 1916 zu verweisen, deren Vorschriften sich auf Eier von Hühnern, Enten und Gänsen beziehen. Demgemäß erstrecken sich alle landesgesetzlichen Bestimmungen und örtlichen Anordnungen über den Verkehr mit Eiern auch auf Gänse- und Enteneier, soweit nicht ausdrücklich anderes bestimmt ist.

Erfassung der Frühgetreide-Ernte. Da wir in diesem Jahre nicht, wie in den bisherigen Kriegsjahren, mit genügenden Reserven in das neue Erntejahr hineingehen können, müssen umfassende Vorbereitungen zur sofortigen Nutzbarmachung der Ernte, vor allem der Getreideernte, getroffen und auf das sorgsamste durchgeführt werden. Zunächst werden diejenigen Gebiete festgestellt werden, in denen die Ernte voraussichtlich am frühesten schnittreif sein wird. Zur Anstellung dieser Beobachtung werden als berufene Organe die Landwirtschaftskammern und die Kriegswirtschaftsstellen herangezogen werden. Nach Feststellung dieser Daten wird es darauf ankommen, in den in Betracht kommenden Gebieten die nötige Anzahl von Dreschmaschinen, Arbeits- und Gespannkräften, sowie ausreichende Kohlenmengen bereitzustellen. Die Durchführung des Frühdrusches wird, da die Landwirtschaft in der in Betracht kommenden Zeit mit anderen Arbeiten überlastet ist, in vielen Fällen nicht den Landwirten direkt aufgebürdet werden können, sondern wird durch besondere, hierfür bereitgestellte Arbeitskräfte durchgeführt werden müssen. Bei der Reichsgetreidestelle ist eine besondere Abteilung für die Durchführung des Frühdrusches gebildet worden; es ist ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, daß nicht nur die rechtzeitige Versorgung der Bevölkerung mit Brotgetreide gesichert ist, sondern daß auch die durch den Frühdrusch hervorgerufene Belastung der betroffenen Landwirte eine möglichst geringe sein wird.

100 Mark Prämie für die nichtlieferungspflichtige Tonne Hafer. Der Bedarf der Heeresverwaltung an Hafer kann aus den noch ablieferungspflichtigen Mengen nicht voll gedeckt werden. Es ist deshalb nötig, auch aus den Mengen, die den Landwirten für die Ernährung ihrer Tiere belassen sind, noch einen Teil für Heerespferde anzukaufen. Ein großer Teil der Landwirte, insbesondere die größeren Betriebe, werden nicht in der Lage sein, ohne Gefährdung ihrer Wirtschaft etwas von den ihnen belassenen Mengen abzugeben, die für schwerere Pferde wegen des starken Heeresbedarfes schon an sich nur in kaum ausreichender Höhe bemessen werden konnten. Dagegen werden kleinere Landwirte mit weniger stark angespannten Betrieben, denen andere Futtermittel, Weide oder Grünfutter ausreichend zur Verfügung stehen und die an die Arbeitskraft ihrer Pferde verhältnismäßig geringere Anforderungen stellen müssen, bei sorgsamer Einteilung in der Lage sein, etwas von der ihnen belassenen Hafermenge abzuliefern. Der damit verbundene wirtschaftliche Nachteil muß durch eine entsprechend höhere Bezahlung der freiwillig abgelieferten Menge ausgeglichen werden. Durch Verordnung des Reichskanzlers ist daher der Heeresverwaltung die Ermächtigung erteilt worden, Erzeugern, die nach Bescheinigung des Kommunalverbandes ihrer Verpflichtung zur Ablieferung von Hafer nachgekommen sind und noch freiwillig Hafer aus den ihnen belassenen Mengen an die Heeresverwaltung abliefern, für den freiwillig abgelieferten Hafer 350 Mark für die Tonne zu zahlen. Eine Preiserhöhung für die ablieferungspflichtigen Hafermengen oder für sonstige Getreidearten ist unbedingt ausgeschlossen. Nur diejenigen Landwirte erhalten die Prämie, die durch Bescheinigung des Kommunalverbandes nachweisen, daß sie ihre Lieferungspflicht an Hafer voll erfüllt haben. Die Kommunalverbände sind angewiesen, streng darauf zu achten, daß zunächst überall die durch die Nachschau festgesetzten ablieferungspflichtigen Mengen zu dem Höchstpreise von 350 Mark geliefert und nötigenfalls enteignet werden.

Kleine Kriegspost.

Berlin, 29. Mai. Der Orden Pour le mérite ist dem kommandierenden General des 12. Armeekorps, Edler von der Planitz, verliehen worden.

Berlin, 29. Mai. Das 2. Reserve-Garde-Regiment zu Fuß wird nach einer Bestimmung des Kaisers als aktives Regiment bestehen bleiben und die Bezeichnung: „Garde-Regiment Prinz Eitel Friedrich von Preußen" führen.

Berlin, 24. Mai. Eine Regelung der Kohlenversorgung und -Eindeckung für das ganze Reich steht demnächst bevor. Ein Mangel an Heizmaterial wird im nächsten Winter nicht eintreten.

Bern, 25. Mai. Nach Meldungen aus Madrid sind bei den Unruhen in Portugal 25 Menschen getötet und über 250 verwundet worden. Der Sachschaden ist außerordentlich groß.

Bern, 29. Mai. **Nach Berechnungen von zuverlässiger Seite haben die Engländer bei der Frühjahrsoffensive bisher über 200000 Offiziere und Mannschaften eingebüßt.**

Der Krieg.

Italiens Riesenverluste am Isonzo.

Cadorna beginnt schon wieder über schlechtes Wetter zu klagen. Man begreift es, daß der italienische Oberbefehlshaber zu seinem alten Wettertrick zurückgreift, um seine Mißerfolge am Isonzo zu vertuschen, wenn man folgendes Telegramm der „Neuen Zürcher Nachrichten" liest:

Die Italiener haben im Laufe der bisherigen Kämpfe in der 10. Isonzoschlacht **mehr als 150000 Mann an Toten, Verwundeten oder Vermißten** verloren.

Um die bisherigen Mißerfolge gewissermaßen zu entschuldigen, weist die Agentur Stefani in einer offiziösen Note auf die außerordentlich

starken Verteidigungsanlagen des Geländes

hin und betont, beinahe überall seien die Österreicher hinter einem dreifachen Graben entdeckt worden, welcher durch sehr starke, weit ausgedehnte Drahtverhaue und spanische Reiter geschützt worden wäre. An den wichtigsten Stellen der Linie waren die feindlichen Verschanzungen wahre Labyrinthe. Die Artillerie habe Truppen- und Munitionsdepots entworfen, die auf bequeme Weise in Dolinen, das ist eine Art ungeheurer natürlicher und künstlicher Höhlen, untergebracht wären.

Der Kaiser an der Westfront.

Ein kleines französisches Städtchen an der Westfront ist am 23. Mai der Schauplatz einer erhebenden deutschen vaterländischen Feier gewesen: Kaiser Wilhelm war erschienen, um den Männern, die in den schweren Kämpfen an der Aisne des Deutschen Reiches Wehr und Schirm mit ihren Leibern gebildet hatten, seinen und des ganzen deutschen Volkes Dank abzustatten. Mit ihm nahm sein Sohn, der deutsche Kronprinz, die Besichtigung der sturmerprobten Regimenter vor, die auf weitem Feld in Hufeisenform aufgestellt waren. Wo der Kaiser und der Kronprinz, von der flatternden Kaiserstandarte durch die einzelnen Gruppen geleitet, anhalten, und die wackern Kämpfer begrüßen, schallt ihnen in rollendem Gleichtakt donnernd der soldatische Gegengruß zurück. Jedem Offizier reicht der Kaiser die Hand, oft spendet er warme Worte der Anerkennung. Und schließlich tritt er in die Mitte der weiten Runde und hält eine Ansprache an seine Krieger mit Worten, denen man, auch ohne daß er es gesagt hätte, anmerkt, daß sie „aus bewegtestem Herzen" kommen. Er sagte ungefähr:

„Meinen kaiserlichen Dank für die heldenhafte Tapferkeit, mit der ihr hier im Westen den starken Feind geschlagen habt. Offiziere und Mannschaften haben in edler Aufopferung gewetteifert und alle Versuche des Feindes, die deutsche Mauer zu durchbrechen, abgeschlagen. In freudigem Danke und gehobenen Herzens gedenken die Eurigen daheim der Vaterlandsverteidiger im Felde. So kommt mein Dank auch im Namen der Eurigen zu euch, die ihr hier draußen kämpft. Der Gegner hatte große Vorbereitungen getroffen, mit ungeheurem Munitionsaufwand und rücksichtslosem Einsatz von Menschen hoffte er durchzukommen. An eurem Todesmut sind seine Pläne auch diesmal gescheitert; und so wie diesmal werden sie auch immer scheitern. Die nahe Entscheidung liegt vor uns. Ihr werdet auch sie schaffen, wie ihr all das andere bisher geschafft habt. Denn ihr seid eingedenk, wofür ihr kämpft: für die Zukunft eurer Kinder und Enkel, für die Zukunft unseres gesamten geliebten Vaterlandes."

Ein brausendes Hoch der Truppen, ein tausendstimmiges „Heil dir im Siegerkranz" ist die Antwort. Dann erhalten die unter den feldgrauen Helden, die sich ganz besonders in den Kämpfen ausgezeichnet haben, als besondere Belohnung aus der eigenen Hand des obersten Kriegsherrn das schlichte Kreuz aus Eisen. Und nun folgt der Vorbeimarsch der Bataillone, mit dem kampfmäßig aufgepflanzten Seitengewehr, das in der französischen Frühlingssonne glüht und gleißt, so schneidig und kraftvoll, als kämen die feldgrauen Männer nicht aus den vom feindlichen Trommelfeuer zermürbten Schützengräben, sondern als hätten sie sich in sorgsamem Drill für diesen Ehrentag auf feindlichem Exerzierplatz geübt. Das ist deutsche Kraft und Stärke, die uns keiner unserer Feinde, so achtbare Gegner sie auch sein mögen, nachzumachen imstande ist. Befriedigt nickt der Kaiser ein ums andere Mal den Truppen zu. Er weiß, auf diese Leute kann er sich auch weiter verlassen. Und der Schimmer dieser Zuversicht ruht noch auf seinem ernsten Gesicht, als ihn das Auto mit dem Kronprinzen weiter trägt durch die französischen Städte, deren Bewohner, die Mädchen und Frauen in hellen Frühlingskleidern, Spalier bilden, um den Kaiser und seine Soldaten vorüberziehen zu sehen.

General v. Höppner über die Luftkämpfe.

Der Kommandierende General der deutschen Luftstreitkräfte v. Höppner betonte in einer Unterredung mit einem holländischen Journalisten, daß von einem Durchbruch der deutschen Linien im Westen keine Rede sein könnte. Über seine Spezialwaffe äußerte er sich folgendermaßen:

„Die Gegner sind im Westen den Deutschen zahlenmäßig weit überlegen, an der Ostfront sind die letzteren vielleicht etwas stärker, am Balkan wieder der Feind. Das bedeutet aber nichts, denn es kommt weniger auf die Zahlen als auf die Beschaffenheit von Flugzeug und Bedienungsmannschaft an. Unsere Flugzeuge sind dem Gegner besonders in der Bewaffnung überlegen. Die feindlichen Kampfflieger sind für ihre Aufgaben ebensogut vorbereitet wie die unsrigen, nicht die Erkennungsflieger, die bei den Franzosen mittelmäßig, bei den Engländern sogar minderwertig sind. Der englische Kampfflieger sucht den Kampf, der Franzose greift nur an, wenn er zahlenmäßig überlegen ist. Hat der erste Angriff keinen Erfolg, so zieht er sich zurück. Den Engländern ist das Fliegen ein Sport, dessen Höhepunkt der Kampf ist. Sie suchen den Kampf ohne Rücksicht darauf, ob die Durchführung ihrer Aufgaben ihn notwendig macht oder nicht. Der Deutsche ist in erster Linie Soldat, der jeden Flug als eine militärische Dienststhandlung ansieht, und das bestimmt sein Verhalten. Unsere verhältnismäßig geringen Verluste rühren daher, daß unsere Kommandeure zu gute Soldaten sind, um ihren Fliegern Aufträge zu erteilen, die man von vornherein als unausführbar ansehen muß. Dann läßt man die Flieger nicht einzeln ausfahren, denn wichtiger als aller Sportgeist und alle Bravour ist die Erfüllung militärischer Aufgaben. Die jahrhundertelange deutsche militärische Tradition kann nicht durch die englische Kriegführung von drei Jahren ausgeglichen werden."

Auf die Frage, wen die Deutschen als Gegner lieber treffen, antwortete der General: Diese Frage dürfe nicht gestellt werden. Man könne diese Frage nicht stellen, da nicht die Sportleistung, sondern die Erfüllung der Aufgabe die Hauptsache ist. Bei uns will jeder Soldat ein Boelcke werden — der Tod der Kameraden schreckt ihn nicht!

Der deutsche Luftangriff auf Ismail.

Der „Times"-Korrespondent in Odessa meldet über den Luftangriff deutscher Flieger auf die russische Stadt Ismail an der Donau: Die Anzahl der Toten und Verwundeten beträgt hundert. Es wurden so viele Menschen getroffen, weil der Angriff morgens um 7 Uhr stattfand, zu einer Zeit also, wo viele Personen sich bereits auf den Straßen befanden. Sieben Flugzeuge nahten sich geräuschlos und warfen Bomben auf den Hafen und die Stadt selbst. Eine heftige Panik griff um sich. Der Materialschaden, der angerichtet wurde, sei jedoch nicht bedeutend.

Bombenabwurf auf Pruntrut.

Am 24. April gegen 9 Uhr abends hat ein unbekannter Flieger auf die Stadt Pruntrut Bomben geworfen, die zwar keine Menschenverluste, aber bedeutenden Sachschaden verursachten. Die deutsche Gesandtschaft in Bern teilte der Schweizer Regierung alsbald mit, daß kein deutsches Flugzeug in Frage käme. Am 6. Mai wurde daher auf Grund der angestellten Untersuchung bekanntgegeben, daß der Schuldige ein Franzose sei.

Von unterrichteter Seite wird dazu bemerkt: Die schweizerische Presse ist aus diesem Anlaß sehr erregt. Die Angriffe, die sie aber gegen Deutschland gerichtet hat, müssen entschieden zurückgewiesen werden. Nachdem der französische Gesandte die Entschuldigung seines Landes ausgesprochen hatte, die Schuldfrage also einwandfrei geklärt war, äußerten sich mehrere Zeitungen dahin, daß die Nachricht, ein Franzose sei der Täter gewesen, ihnen ein Gefühl der Erleichterung bereitet habe.

Wir haben kein Recht, dagegen Einspruch zu erheben, daß ein großer Teil der Schweizer Presse mit seiner Zuneigung durchaus auf Seiten Frankreichs steht und daraus kein Hehl macht. Aber wir müssen uns auf das schärfste dagegen verwahren, daß diese Zuneigung zu Angriffen gegen uns führt. Die deutschen Flieger wären gewiß selbst am meisten zufrieden, wenn sie sich weit von der Schweizer Grenze entfernt halten könnten. Aber die Tatsache, daß die Franzosen fortgesetzt in nächster Nähe der Schweizer Grenze militärische Arbeiten vornehmen, zwingt sie, die Grenzgegend zu überwachen. Wenn dabei ein deutscher Flieger versehentlich und unwissentlich die Schweizer Grenze überfliegt, so ist nach unserer Meinung sein Vergehen gegen die Neutralität nicht schwerer als das einer Schweizer Zeitung, die vorsätzlich und wissentlich bei den Franzosen jede Grenzverletzung entschuldbar, bei den Deutschen böswillig und verbrecherisch findet.

Kanadisch-australische Greuel.

Es wird gemeldet, daß besonders australische und kanadische Truppen erbarmungslos deutsche Gefangene niedermachen. Von seiten der englischen Oberleitung wird hiergegen nicht nur nicht eingeschritten, sondern diese Unmenschlichkeit durch entsprechende Propaganda noch gefördert. Besonders wird die maßlose Rachsucht der Offiziere hervorgehoben, die die Behandlung der Gefangenen vollkommen der Willkür ihrer Mannschaften überlassen. Bezeichnend für die Ansicht der Engländer, daß das Leben von Kriegsgefangenen völlig der Willkür des Bezwingers preisgegeben ist, ist das Verhalten eines Engländers, der am 8. Mai an der Arrasfront gefangen wurde. Er bat darum, daß seine Brieftasche seinem Bruder und sein Geld dem Roten Kreuz überwiesen werden möchten. Nur sein Taschentuch wollte er behalten, um sich damit die Augen bei der bevorstehenden Erschießung verbinden zu können. Was für Greuelgeschichten mögen dem armen Teufel von der Gefangenenbehandlung der Deutschen erzählt worden sein!

Mißlungene Rechtfertigungsversuche.

Trotz aller Ableugnungsversuche der französischen Regierung haben die französischen Anweisungen an die Kriegsgefangenen in Deutschland, durch in Lebensmittelpaketen übersandte Bazillen Seuchen zu entfesseln, Explosionen und Brände herbeizuführen, auch bei den Neutralen Empörung gegen diese Methode eines zivilisierten Staates hervorgerufen. Um hiervon abzulenken, gräbt der Lyoner Funkspruch vom 25. Mai 10 Uhr vormittags wieder einmal die deutschen Zerstörungen im geräumten Gebiet aus. Ihre militärische Notwendigkeit ist mehr als einmal begründet, von neutraler Seite, wie auch von dem kämpfenden englisch-französischen Heere anerkannt. Es erübrigt sich daher, diese mehrfach widerlegte Greuelmeldung nochmals zu dementieren, zumal diese sich periodisch wiederholenden Meldungen aus der bekannten Pariser Greuelfabrik stammen, über die sich selbst französische Blätter entrüstet haben.

Dämmernde Erkenntnis.

Über das Nahrungsproblem in Deutschland schreibt die „Daily Mail", daß genügend Nachweise dafür vorhanden sind, daß die verfügbaren Nahrungsmittel in Deutschland hinreichen, um die nationale Existenz um-

begrenzt zu verlängern, wenn auch natürlich auf einer Grundlage, die weit unter den Lebensbedingungen des Friedens liegt. Die ländlichen Bezirke seien gut mit Nahrung versehen und in gewissen Gegenden erstickten sie im Überfluß. Der Mangel sei auf die Städte beschränkt. Ein entkommener kanadischer Soldat schildert die Lebensbedingungen, die bei den deutschen Landwirten, zumal bei den deutschen Kleinbauern, herrschen. Der Kanadier arbeitete 30 Meilen östlich Köln bei einem bäuerlichen Grundbesitzer. In den Bauernhöfen der Gegend war kein Mangel zu entdecken. Der Gefangene selbst erhielt eine mehr als genügende Nahrungsmenge bei fünf Mahlzeiten am Tage, die er mit der Familie seines Arbeitgebers teilte. Es gibt reichlich Butter, Rahmkäse usw., lediglich der Kaffee war schlecht und Zucker beinahe unauffindbar. Weiter berichtet der Gefangene, daß auf keinem Hofe Mangel an Grünfutter für die Kühe herrschte und daß die Kühe die normale Menge Milch geben.

Deutsche Feuerdisziplin.

Die im April in der Schlacht bei Arras gefangenen Engländer zollen der glänzenden Verteidigung der deutschen Truppen die höchste Anerkennung. Der einfache englische Soldat kann sich zwar im allgemeinen kein Urteil über militärische Leistungen bilden, er bewundert aber die Ausdauer und die Zähigkeit der Deutschen, in wahnsinnigem tagelangen Trommelfeuer auszuhalten. Die altgedienten regulären Soldaten und auch ein Teil der aus der Kitchener-Armee hervorgegangenen Unteroffiziere zollen der Schneidigkeit, mit der die deutschen Gegenangriffe vorgetragen wurden, ihr uneingeschränktes Lob. Die Offiziere bewundern besonders die im Gefechte gezeigte glänzende Disziplin. Sie wissen, daß Disziplin einen großen Teil des Erfolges bedingt, und sie wissen auch, daß gerade hierin so häufig der englische Soldat versagt, und dadurch so viele Mißerfolge und so gewaltige Verluste auf ihrer Seite entstanden sind.

Französische Verluste.

Die nördlich der Aisne am 16. April eingesetzte 69. französische Division erlitt so starke Verluste, daß sie trotz zwölftägiger Ruhe und dem Eintreffen von Ersatz noch nicht wieder kampfkräftig ist. Am gleichen Tage wurde hier auch die 42. Division derart geschwächt, daß sie als Angriffstruppe nicht mehr gewertet werden kann. Von dem Kanal nordwestlich Reims bis zur Marquise-Ferme nordwestlich Prunay wurden die Regimenter 403 und 410 der 151. Division am 16. April vorgeworfen, deren Verluste als stark, bei dem Regiment 410 bis zu 50 % angegeben werden. Das Regiment 296, das nach dem Angriff am 30. April bereits herausgezogen war, wurde für den Angriff am 30. April erneut eingesetzt und verlor etwa 40 % seines Bestandes. Von der 20. Division wurden beim Angriff am 30. April etwa 30 % verloren; von dem Angriffsbataillon des Infanterie-Regiments 2 blieben nur wenige Mann übrig. Die 19. Division, die am 30. April und am 5. Mai angriff, wird fast 50 % liegengelassen haben. Die 131. Division, die schon beim deutschen Gegenangriff am 22. April stark gelitten hatte, verlor beim Angriff am 30. April teilweise bis zu 50 %. Die 128. Division griff am gleichen Tage mit je einer Kompagnie der Infanterie-Regimenter 169 und 168 an. Ihre Verluste sind bis zu 50 % anzunehmen. Endlich kommen für diesen Abschnitt noch die 8. Division, deren Angriffstruppe 20 bis 30 % verlor, und die 60. Division in Betracht.

Frankreichs schwarze Bataillone.

Ebenso wie in Somaliland haben die Franzosen auch in Anam zahlreiche Eingeborene unter der Vorspiegelung, gegen hohe Belohnung lediglich Arbeitsdienste leisten zu müssen, nach Frankreich verfügt und dort bei eintretendem Mannschaftsmangel als Opfertruppen gegen die deutschen Maschinengewehre vorgetrieben. Es sind bis jetzt 9 Anamiten-Regimenter aufgestellt, die ursprünglich als selbständige Formationen verwendet wurden. Da die Anamiten jedoch sich häufig weigerten, anzugreifen, und Desertionen nicht selten waren, löste man die Anamiten-Bataillone auf und teilte den Kompagnien Anamiten-Halbzüge zu, die bei Angriffen als erste Welle gegen die deutschen Gräben getrieben wurden. Bei den Kämpfen nordwestlich Braye wurde eine Anzahl Anamiten als Gefangene eingebracht. Sie machten einen kläglichen Eindruck, da sie durch die Kälte und Nässe in den Gräben sehr gelitten hatten.

Die französische Regierung als Mörder!

Es ist bekannt, daß die französische Heeresverwaltung eine besondere Formation, die „Nettoyeurs", geschaffen hat, die — nur mit Messern und Revolvern bewaffnet — beauftragt ist, hinter den Sturmtruppen herzugehen und alle liegen gebliebenen deutschen Verwundeten zu ermorden. Doch das ist nicht die einzige „Kulturtat" der „großen Nation". Schon im Herbst 1914 ging sie planmäßig zu Werke, um die in den deutschen Kolonien gefangenen Militär- und Zivilpersonen zu ermorden. Zum Teil ist auch dies gelungen, obgleich den Franzosen der Mut fehlte — wie das Reichskolonialamt ausdrücklich festgestellt hat —, die ihnen von den Engländern ausgelieferten Deutschen auf einmal hinzumorden. Sie suchten deshalb ihr Ziel durch langsames Foltern und Hinsiechenlassen zu erreichen. Zunächst zwangen sie die Deutschen zu einem Gewaltmarsch in das Innere ihrer ungesündesten Kolonie Dahomey, die alsdann noch Ueberlebenden sperrten sie in Gefangenenlager ein, wo die Unglücklichen den unsagbarsten Mißhandlungen bei schlechtester Verpflegung und Unterkunft ausgesetzt waren. Am ärgsten trieben es die französischen Behörden in Abomey, wo ein ehemaliger Zuchthausaufseher der Verbrecherkolonie Neukaledonien, der Adjutant Venère, die Herrschaft führte. Ueber die Leiden der Deutschen in diesem Lager liegen beeidigte Zeugenaussagen vor. Aus ihrer Fülle sei nur ein Fall mitgeteilt.

Am 17. Dezember 1914 wurde der Gefangene L.... auf Grund einer unwahren Meldung des Dolmetschers durch Venère, Castelli und mehrere Eingeborenensoldaten in Gegenwart des Kommandanten Beraud mittels Faust-, Stock- und Peitschenhieben über Gesicht, Kopf und Rücken, mittels Niederwerfen auf den Boden und Fußtritten in den Unterleib mißhandelt. Ferner wurden ihm Daumschrauben so fest angelegt, daß ihm die Haut platzte. Während der Mißhandlung wurde er von Venère außerdem mit Erschießen bedroht.

Bei all diesen Verbrechen handelte es sich nicht um Ausschreitungen untergeordneter französischer Dienststellen. Auf alle Beschwerden wurde den Deutschen erwidert, die französische Regierung habe die Anweisung gegeben, die deutschen Gefangenen „ohne Milde" zu behandeln. Der Gewaltmarsch in das Innere von Dahomey war vom Generalgouvernement in Dakar angeordnet und seine Fortsetzung sogar verlangt worden, als die Transportführer auf das Unmögliche der Fortsetzung telegraphisch hinwiesen. Ferner wurde durch den stellvertretenden Gouverneur von Dahomey Einrichtung und Betrieb des Lagers Abomey besichtigt und ausdrücklich gutgeheißen. Als die deutsche Regierung von den furchtbaren Leiden unserer Landsleute erfuhr, verlangte sie u. a. Bestrafung der ärgsten Quäler, darunter die des Adjutanten Venère. Die französische Zentralregierung lehnte dies aber ab und fand noch den traurigen Mut, zu behaupten, „die Behandlung, die den deutschen Gefangenen in den französischen Kolonien zuteil werde, stehe in vollem Einklange mit den Gefühlen der Menschlichkeit." — Dieser Hohn, der in diesen Worten liegt, ist bezeichnend. Da es uns widerstrebt, hier Gleiches mit Gleichem zu vergelten, bleibt uns nur die Hoffnung, daß sich beim Friedensschluß eine Möglichkeit finden möge, die Verbrecher zu fassen.

Frankreich verlangt Elsaß-Lothringen.

Die von den Abgeordneten stark besuchte Eröffnungssitzung der französischen Kammer brachte zunächst eine Anzahl von etwa 40 Interpellationen, von denen sich ein großer Teil mit der letzten Offensive beschäftigte und Auskunft über die vorgekommenen Fehlschläge und Irrtümer forderte. Ministerpräsident Ribot gab zu, daß Fehler in der Ausführung vorgekommen, aber man dürfe die Ergebnisse nicht verkleinern noch vergrößern. Die Regierung habe Strafen verhängt und Wechsel im Oberbefehl eintreten lassen. Aber die Maßnahmen der Regierung seien noch im Fluß und er bitte die Kammer, die Beendigung der Arbeiten abzuwarten, ehe die Interpellationen besprochen werden. Damit war die Kammer auch zufrieden, denn die Besprechung wurde bis auf weiteres aufgeschoben.

Bei Besprechung der Interpellationen Renaudel und Mayeras über die **russische Revolution** und den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg bat Ribot, sie auf unbestimmte Zeit zu vertagen, da **die französische Regierung von der russischen Regierung zu Besprechungen eingeladen** worden sei. Die tapferen Männer, aus denen die russische Regierung bestehe, erklärte Ribot, seien von Einflüssen umgeben, die ihre Tätigkeit erschwerten und die Gesetzlosigkeit begünstigten.

Diese mutigen Regierungsmänner hätten Erklärungen gemacht, die Frankreich voll befriedigten, da sie vor allem in der Armee strengste Manneszucht herstellen wollten, denn dies sei eine Daseinsfrage für das russische Volk.

Telegramm des russischen Außenministers.

Die Kammer geriet in große Bewegung, als Ribot nunmehr ein an ihn gerichtetes Telegramm des russischen Ministers des Äußern verlas, in dem es heißt, **daß Rußland Frankreich nicht vergessen werde,** und daß es die bewunderungswerten Anstrengungen des französischen Volkes seien, die **die feindlichen Massen nach Westen zögen** und beim Wiederaufbau der russischen Kräfte mithelfen. Ribot fuhr fort: Ja, **wir gehen Hand in Hand mit dem treugebliebenen Rußland.** Bei ihm wird ein Sonderfrieden niemals in Frage kommen. Der russische Minister hat den Sophismus richtig gekennzeichnet, mit dem Deutschland die Formel „Ohne Annexionen und Entschädigungen" mißbraucht, in der Absicht, die uns ehemals entrissenen Provinzen für sich zu behalten. Ribot behauptete weiter:

Deutschland hat den Krieg gewollt! Der Schuldige ist nicht bei uns, sondern dort! Wir werden Wiedererstattungen verlangen. Es werden keine Annexionen sein, sondern sie werden auf Recht und Gerechtigkeit gegründet sein und Zeugnis ablegen von der Barbarei, mit der unsere besetzten Gebiete behandelt worden sind. Ein Frieden ohne Schadenersatz, das wird Rußland nicht sagen. Aber es wird sich nicht um Kriegsentschädigungen handeln, die man als Strafe auferlegt. Die russische Demokratie — Herrin ihres Geschicks — hat laut erklärt, daß sie den Krieg kraftvoll führen will, und daß sie nicht vom Geiste der Eroberung geleitet ist, sondern für die Freiheit kämpft. Wir werden den Kampf nicht im Geiste von Eroberungen und Annexionen fortführen, sondern um das wieder zu nehmen, was unser war. Ich wiederhole, daß Frankreich kein Volk unterdrücken will, nicht einmal die Völker seiner Feinde, denn es erkennt die Freiheit aller Völker an. Frankreich wird am Tage des Sieges nicht „Rache" schreien, sondern „Gerechtigkeit". Es kommt vor allem darauf an, daß der Friede von Dauer ist. Der Alpdruck des Krieges hat schon zu lange gedauert. Wir müssen daher den Militärdespotismus vernichten.

Nach nochmaligen Ermahnungen an Rußland, seine Pflicht für die Entente zu tun und baldigst wieder offensiv vorzugehen, einem Hinweis auf die in Kürze zu erwartenden amerikanischen Divisionen, schloß Ribot, indem er die Hoffnung ausdrückte, die Feinde würden vielleicht um Frieden bitten, nicht scheinheilig wie heute, sondern offen, unter Bedingungen, die Frankreich würdig seien. Wenn man nicht um Frieden bitte, werde Frankreich ihn zu erzwingen wissen.

Der 75jährige französische Ministerpräsident hält also fest an der verhängnisvollen Idee der Revanchepolitiker von der abermaligen Angliederung Elsaß-Lothringens an Frankreich, die zum großen Teil das Unglück dieses Krieges mit heraufbeschwor. Andererseits versagt er es sich auch nicht, neue hinfällige Theorien nachzubeten; so die Phrase von der Vernichtung des deutschen Militärdespotismus in dem Augenblick, wo die bis zur letzten Scholle von strengster Militarisierung durchdrungenen Ententeländer England und Frankreich mit freudiger Erwartung die nordamerikanische Union beim Werke sehen, ihren Fußtapfen durch Aufstellung großer stehender Heere und Zwangsdienstpflicht zu folgen. Die Redensarten von der französischen „Gerechtigkeit" und der Absicht, kein Volk unterdrücken zu wollen, verblassen demgegenüber zu unwesentlichen Dunstwölkchen.

Der U-Boot-Krieg.

Amtlich wird gemeldet: Neue U-Bootserfolge im Atlantischen Ozean, im englischen Kanal und in der Nordsee: 19 200 Br.-Reg.-To.

Unter den versenkten Schiffen befanden sich u. a. ein Dampfer mit Kohlenladung von England, ein Segler mit Eisenladung und ein Segler mit Kakaobutter nach Frankreich.

Amtlich wird gemeldet: Neue U-Boots-Erfolge im Atlantischen Ozean und nördlichen Eismeer: 19 000 Br.-Reg.-To. Unter den versenkten Schiffen befanden sich eine Anzahl bewaffneter russischer Dampfer von England nach Rußland; von einem wurde das Geschütz erbeutet. Ferner wurden mit einem Dampfer 5700 To. Kohle für die italienische Regierung versenkt.

Amtlich wird gemeldet: Neue U-Bootserfolge im Atlantischen Ozean: 22 600 Br.-Reg.-To. Unter den versenkten Schiffen befanden sich u. a. 3 große bewaffnete Dampfer und eine U-Bootsfalle in Gestalt eines etwa 3000 To. großen Dampfers, deren Kommandant gefangengenommen wurde.

Amtlich wird gemeldet: Unsere U-Boote im Mittelmeer haben von neuem eine größere Anzahl von Dampfern und Seglern mit einem Gesamt-Tonnengehalt von 53 000 Br.-Reg.-To. versenkt.

Hierunter befanden sich der englische Truppentransportdampfer „Transylvania" (14 315 To.), der sich in Zerstörergeleit befand, ein unbekannter vollbeladener englischer 8000-Tonnen-Dampfer auf dem Wege nach Italien, ein unbekannter englischer Dampfer von etwa 5500 To. mit demselben Ziel, ferner die italienischen bewaffneten Dampfer „Alessandria" (8008 To.) mit 11 000 To. Weizen für Italien und „Ferrara" (3172 To.) wahrscheinlich mit Munition, sowie der englische bewaffnete Dampfer „Karonga" (4665 To.) auf der Fahrt von Neapel nach Port Said.

Neue U-Bootserfolge im Atlantischen Ozean und in der Nordsee: 4 Dampfer und 5 Segler mit 17 200 Br.-Reg.-To.

Unter den versenkten Schiffen befanden sich u. a. der englische Dampfer „Adansy" (2644 To.) mit Lebensmitteln nach England, ein englischer Segler mit Holz nach England, zwei russische Segler mit Kohlen von England und Salpeter nach Frankreich und ein unbekannter englischer Dampfer, der aus einem Geleitzug herausgeschossen wurde.

Neue U-Boots-Erfolge im englischen Kanal und Nordsee: 27 000 Br.-Reg.-To. Unter den versenkten Schiffen befanden sich u. a.: Der bewaffnete englische Dampfer „Highland Corrie" (7582 Br.-Reg.-To.), der englische Dampfer „Jupiter" (2124 Br.-Reg.-To.) und drei bewaffnete englische Dampfer unbekannten Namens.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Madrid, 29. Mai. In Tarragona sind Schiffbrüchige des bewaffneten englischen Dampfers „Caspian" (3606 Br.-Reg.-To.) gelandet, der von einem deutschen U-Boot am letzten Sonntag in der Nähe von Alicante versenkt worden war. Das Unterseeboot hatte den Ersten Offizier und den zweiten Maschinisten des „Caspian" gefangengenommen. Das Schiff befand sich auf dem Wege von Chile nach Italien und führte eine Salpeterladung.

Stockholm, 29. Mai. Zwei schwedische Dampfer sind nach Swinemünde aufgebracht worden.

Christiania, 23. Mai. Nach einer Zeitungsnotiz hat die norwegische Handelsflotte während des Krieges ein Drittel ihres Schiffsraumes verloren.

Phantasie und Wirklichkeit.

Nach Berichten holländischer Blätter waren bei Lloyds Register (London) bis zum 22. Mai **249 versenkte Schiffe** gemeldet. Bis zu demselben Tage des Monats April waren nur 210 Schiffe als verloren gemeldet.

Diese aus einwandfreier Quelle stammende Berechnung steht in merkwürdigem Gegensatz zu der Behauptung des englischen Ministerpräsidenten Lloyd George in seiner letzten Unterhausrede, wonach die Bekämpfung der U-Boote immer wirksamer werde, so daß die Nation sich zu der raschen und beträchtlichen Besserung der Lage beglückwünschen könne. Der Minister fügte trotzdem hinzu — denn er ist ein vorsichtiger Mann — das englische Volk müsse noch sparsamer sein und jedermann müsse seine Pflicht tun; dann werde Deutschlands U-Bootkrieg keinen Erfolg haben. Lloyd George wußte offenbar, was es mit der „Besserung" der Lage auf sich habe.

Ein englischer Transportdampfer versenkt.

Die Admiralität teilt mit, daß der englische Transportdampfer „Transylvania" am 4. Mai im Mittelmeer torpediert wurde. Umgekommen sind dabei: 29 Offiziere, 373 Mannschaften, der Kapitän des Schiffes, ein Schiffsoffizier und neun Mann der Besatzung.

Dampfer „Gneisenau" gehoben.

Nach erfolgreicher Beendigung der Hebungsarbeiten ist der große Dampfer „Gneisenau" des Norddeutschen Lloyd, der zu Kriegsbeginn versenkt wurde, glücklich in den Hafen von Antwerpen eingebracht worden.

Der 8185-Tonnen-Dampfer „Gneisenau" des Norddeutschen Lloyd befand sich bei Kriegsausbruch im Hafen von Antwerpen. Über sein Schicksal meldete der deutsche Heeresbericht bei Erwähnung der Kriegsbeute nach dem Fall von Antwerpen am 9. Oktober 1914: „Die bei Kriegsausbruch im Hafen von Antwerpen befindlichen 34 deutschen Dampfer und drei Segler sind mit einer Ausnahme vorhanden; jedoch sind die Maschinen unbrauchbar gemacht. Angebohrt und versenkt wurde nur die „Gneisenau" des Norddeutschen Lloyd."

Mißbrauch von Lazarettschiffen.

Der Mißbrauch von Lazarettschiffen durch den Vierverband bestätigt sich immer wieder von neuem. So erzählt ein schwedischer Kapitän, der kürzlich von Algerien und Marokko zurückgekommen ist, daß in Oran und Tanger allgemein Lazarettschiffe als Munitions- und Transportschiffe verwendet wurden. Nur zum Schein werden auf jedem Schiff einige Ärzte, Schwestern und Verwundete eingeschifft. Als der Schwede dem Franzosen gegenüber sein Erstaunen aussprach, wurde ihm lachend gesagt, daß dies ein allgemeiner Brauch sei und man in französischen Kreisen gar kein Geheimnis daraus mache.

Nachdem die deutsche Regierung Ende Januar d. J. den Kanal zum großen Teil für Lazarettschiffe der Engländer

und Franzosen sperren mußte, weil diese unter der Flagge des Roten Kreuzes Kampftruppen und Munition beförderten, ist jetzt diese Maßregel auch auf das Mittelmeer ausgedehnt worden. Auch dort operiert der Feind mit falschen Lazarettschiffen, die nach einer neuen Denkschrift der deutschen Regierung unverhohlen zu kriegerischen Zwecken gebraucht werden, wofür vollgültige Beweise vorliegen. Die deutsche Regierung sieht sich deshalb gezwungen, den Verkehr der feindlichen Lazarettschiffe in dem als Sperrgebiet bezeichneten Teile des Mittelmeeres, und zwar grundsätzlich mit Einschluß der Fahrrinne für Griechenland, mit allen Kräften zu verhindern. Sollten daher in diesem Seegebiet nach einer angemessenen Frist noch feindliche Lazarettschiffe angetroffen werden, so würden die deutschen Seestreitkräfte sie gleichfalls als kriegführende ansehen und ohne weiteres angreifen. Der Lazarettschiffverkehr in der griechischen Fahrrinne wird nur unter ganz bestimmten Vorschriften, nach dem Hafen Kalamada gestattet.

In englischer Gefangenschaft.

Kapitänleutnant Freiherr von Spiegel, der kürzlich einen Kampf mit einer feindlichen U-Bootfalle zu bestehen hatte, befindet sich erfreulicherweise am Leben. Er ist damals über Bord gegangen, aber nicht ertrunken, sondern in englische Gefangenschaft geraten. Das von ihm kommandierte U-Boot ist unter Führung des ältesten Offiziers glücklich in die Heimat zurückgekehrt.

Wie die „Baltic" versenkt wurde.

Die Kopenhagener „Berlingske Tidende" veröffentlicht folgende Schilderung des Angriffs deutscher Unterseeboote auf den englischen Dampfer der White Star-Linie „Baltic":

Ein Teil der Besatzung der schwedischen Bark „Cordelia", die auf der Fahrt von Amerika nach England versenkt worden war, wurde von einem deutschen Unterseeboote an Bord genommen und hatte während ihres elftägigen Aufenthalts an Bord verschiedene interessante Erlebnisse. Eine derselben war die Begegnung mit dem 22000 To. fassenden englischen Dampfer „Baltic". Dieser hatte die Aufforderung des Unterseebootes, zu stoppen, unbeachtet gelassen, vielmehr den Kurs geändert und sogleich das Feuer eröffnet. Das Unterseeboot nahm den Kampf auf und brachte zehn Treffer an, ohne selbst getroffen zu werden. Ein größeres Unterseeboot kam hinzu und beteiligte sich an der Beschießung, so daß die „Baltic" allmählich starke Schlagseiten erhielt. Kurz darauf erschien ein englischer Torpedojäger, worauf beide Unterseeboote sofort tauchten. Das Unterseeboot, auf dem sich die Schweden befanden, blieb die ganze Nacht auf 42 Meter Tiefe unter Wasser, und man konnte hören, wie der Torpedojäger das ganze Gebiet absuchte. Wie mitgeteilt wurde, soll die „Baltic" später von einem anderen Unterseeboot versenkt worden sein. Nach der Begegnung mit der „Baltic" versenkte das U-Boot einen russischen Dreimastschooner, darauf schoß es den norwegischen Dampfer „Hektoria", mit einer Petroleumladung an Bord, in Brand. Später wurde das Unterseeboot von einem anderen abgelöst, worauf es die Heimreise mit den an Bord befindlichen Schweden antrat.

*

Zeppelin-Angriff auf England.

Amtlich wird gemeldet: Eines unserer Marineluftschiffgeschwader unter Führung des Korvettenkapitäns Strasser hat in der Nacht vom 23. zum 24. Mai die befestigten Plätze Süd-Englands: London, Sherneß, Harwich und Norwich mit Erfolg angegriffen. Alle Luftschiffe sind trotz der vervollkommneten feindlichen Abwehrmaßnahmen ohne Verluste und ohne Beschädigungen zurückgekehrt.

Reuter meldet über den Luftangriff auf Dover und Folkestone am letzten Freitag:

Amtlich wird bekanntgegeben, daß Folkestone die schwersten Verluste bei dem letzten Luftangriff erlitten hat. Die Zahl der Toten betrug dort 66.

Im ersten englischen Bericht war der Name Folkestone verschwiegen worden. Es hieß dort nur: Fast aller Schaden wurde in einer Stadt angerichtet, wo die Bomben auf die Straße niederfielen und eine beträchtliche Anzahl von Zivilpersonen trafen und Läden und Häuser ernstlich beschädigten. 79 Personen, darunter 27 Frauen und 23 Kinder, sind bei dem Angriff getötet, 174 Personen, darunter 43 Frauen und 19 Kinder, sind verletzt worden.

Deutsche Flieger durch einen Zeppelin gerettet.

Die englische Admiralität meldet, daß die deutschen Flieger bei ihrer Rückkehr von Folkestone durch Dünkirchener Wasserflugzeuge angegriffen wurden und drei deutsche Flugzeuge abgeschossen worden seien. Aus Kopenhagen wird berichtet, daß der Fischerkutter „Energie" aus Esbjerg auf hoher See vor der Westküste einen deutschen Leutnant und einen Unteroffizier von einem beschädigten Flugzeug an Bord genommen habe, die nach Bergung ihres Motors das Flugzeug, das seinen Flügel gebrochen hatte, angezündet hätten. Ein hinzukommendes Luftschiff habe dann die Flieger und den Motor übernommen.

Aus Schlesien und den Grenzgebieten.

Altwasser. Zum Umbau des hiesigen Bahnhofes, der eine bedeutende Erweiterung erfährt, wird auch ein Teil des von Tielschen Fabrikgrundstückes benötigt, und zwar jener, auf dem sich das „Alte Schloß" erhebt. Durch die Eisenbahnverwaltung ist nunmehr der Ankauf des erforderlichen Geländes erfolgt.

Beuthen OS. Sägewerksbrand. Das große Sägewerk der Oberschlesischen Holzindustrie, das an der Schlachthofstraße liegt, ist vom Feuer zerstört worden. — Landgerichtsrat Kramer †. Der seit einer langen Reihe von Jahren beim Landgericht Beuthen tätig gewesene Landgerichtsrat Kramer ist nach längerer Krankheit gestorben. — Eine Meister-Diebin wurde von der Polizei in Haft genommen. Es ist eine Witwe aus Schwientochlowitz, die in Beuthener Altwaren-Geschäften, in denen sie gelegentlich Einkäufe machte, Unmengen von Sachen gestohlen hat. Die Durchsuchung ihrer Wohnung förderte Waren im Werte von 5000—6000 Mark zutage. Außerdem wurde bei ihr ein Sparkassenbuch über eine Summe von 4000 Mark gefunden, welcher Betrag offenbar gleichfalls aus dem Erlös von gestohlenen Sachen stammt. — Den Verletzungen erlegen ist der Schulknabe Wierzorek aus Roßberg, dem von einem Bären des Bärenzwingers im hiesigen Stadtpark der rechte Arm derartig zerfleischt wurde, daß er vollständig abgenommen werden mußte.

Brieg. Pauly †. Hier starb der Besitzer der Zigarrenfabrik Gebrüder Dresdner Kurt Pauly. Von 1903 bis 1915 gehörte er dem Magistrat als Stadtrat an. Als er wegen andauernder Krankheit sein Amt niederlegte, ernannte ihn die Stadt zum Ehrenbürger.

Gleiwitz. Tödlich verunglückt ist infolge Scheuwerdens der Pferde in der Nähe der Schule 7 die Eisenbahnarbeiterfrau Böhm von hier. Sie stürzte vom Wagen auf das Straßenpflaster, wo sie tot liegen blieb. — Einem alten Gaunertrick zum Opfer gefallen ist eine Frau von der Hüttenstraße. Vor einigen Tagen erschien bei ihr ein etwa 30 bis 35 Jahre alter Mann und bot ihr einen Posten Zigarren und Zigaretten zum Kaufe an. Die Frau reflektierte auf das Angebot und sandte ein Dienstmädchen zur Abholung der Ware mit, dem sie 280 Mark zur Begleichung mitgab. Die beiden fuhren nach Hindenburg, wo der junge Mann dem Dienstmädchen das Geld abnahm und in ein Haus ging, um die Ware abzuholen, während es warten sollte. Nur zu bald mußte das Dienstmädchen die Wahrnehmung machen, daß hier ein Schwindler seine Hand im Spiele hat, und es gab das Warten auf. — Gestohlen wurde einem hiesigen Fuhrunternehmer von einem etwa 20 Jahre alten, noch nicht ermittelten Burschen Pferd und Wagen, auf dem sich ein Ballen Leder im Werte von 24000 M. befand.

Glogau. Ein schweres Bootsunglück ereignete sich hier in der Nähe der Schiffswerft. Der 14 Jahre alte Schlosserlehrling Max Stoppock unternahm mit zwei Freunden auf der Oder eine Kahnfahrt. Unterwegs begegnete ihnen ein Dampfer mit einem Schleppzug. Durch den starken Wellengang kam das Boot derart ins Wanken, daß es voll Wasser lief. Die drei Ruderer sprangen ins Wasser. Obwohl ihnen auf das Hilfegeschrei von den Schiffern Rettungsringe und Leinen zugeworfen wurden, fanden die drei den Tod in den Fluten. — Zu Tode verunglückt ist im Sägewerk des Zimmermeisters Berthels der Zimmermann Robert Riedel aus Linden. Ein Stück Balken sprang plötzlich von der Kreissäge ab und traf den R. so unglücklich an den Brustkasten, daß Riedel auf der Stelle tot zusammenbrach. — Pocken. Die Frau des Weichenstellers Weiß aus Zerbau, die vor einigen Tagen wegen Pockenerkrankung ins städtische Krankenhaus gebracht wurde, ist dort ihren Leiden erlegen. Bei anderen Pockenerkrankungen hat es sich nur um leichte Fälle gehandelt.

Görlitz. 300 Stück Kleinvieh verbrannt sind dem bekannten Kleinviehzüchter Schönfeld in Leschwitz. Kaninchen, Hühner und Ziegen kamen bei dem vermutlich vorsätzlich angelegten Brande des Stallgebäudes in den Flammen um. Der Schaden beträgt 4000 M. — Die goldene Amtskette des Oberbürgermeisters. Auf Antrag des Magistrats hat die Stadtverordneten-Versammlung beschlossen, von der goldenen Amtskette des Oberbürgermeisters die Münze des Mittelstückes, etwa 300 Mark Wert, bei der Reichsbank zu hinterlegen und den Rest mit Ausnahme des Wappens, Schmelzwert etwa 450 Mark, der Goldsammlung der Reichsbank zur Einschmelzung zu übergeben. Es wurde ferner beschlossen, eine neue Kette in Eisen anfertigen zu lassen und bei dem Minister zu beantragen, dem Oberbürgermeister die Ermächtigung zu erteilen, bis auf weiteres an Stelle der goldenen Kette diejenige aus Eisen mit gleicher Aufschrift zu tragen.

Goldberg. Abgelehnte Wahl. Die Wiederwahl zum Stadtverordnetenvorsteher abgelehnt hat trotz zweimaliger einstimmiger Wiederwahl Apothekenbesitzer Dr. Hoffmann, der das Amt vor einiger Zeit niedergelegt hatte.

Groß-Strehlitz. Zu den Unterschlagungen im Vorschußverein. Auf Antrag von 78 Genossen fand eine Hauptversammlung des Vorschußvereins statt, in der nach langen Auseinandersetzungen mit großer Mehrheit beschlossen wurde, Vorstand und Aufsichtsrat für die Unterschlagungen des früheren Kassierers Wauer regreßpflichtig zu machen.

Grünberg. Von einem schweren Schadenfeuer wurde Sawade heimgesucht. Fünf Scheunen und eine Stallung wurden in wenigen Stunden in Asche gelegt. Das Feuer brach auf dem Gehöft des Besitzers Nieschalk aus, und zwar gleichzeitig an zwei Stellen. Durch den herrschenden Sturm wurden die Flammen mächtig angefacht und verbreiteten sich mit rasender Geschwindigkeit über die benachbarten Grundstücke. Verbrannt sind namentlich landwirtschaftliche Maschinen und Kleinvieh; nur das Großvieh konnte gerettet werden. — 32 Jahre im Krankenbett gelegen. Im Altersheim starb Auguste Katzur, die am 3. Mai 1885 im Alter von 8 Jahren aufgenommen worden war und 32 Jahre lang im Krankenbett gelegen hat. Ihr körperliches Leiden ertrug sie mit großer Geduld und war dabei immer in gottergebener, zufriedener Stimmung.

Haynau. Tödlich verunglückt ist der bei dem Dachdeckermeister Gutsche beschäftigte Arbeiter Bruno Simon. Er stürzte bei Ausbesserungsarbeiten in Conradsdorf von der Leiter und zog sich schwere innere Verletzungen zu, denen der junge Mensch nach kurzer Zeit erlegen ist. — Der angeschossene Russe. Als ein Förster in Michelsdorf auf dem Anstand saß, hörte er es in der vor ihm liegenden Schonung knacken, und er machte die Büchse schon fertig, um den erwarteten Rehbock empfangen zu können. Aber anstatt des Wildes sah er einen Russen vor sich, der bei seinem Anblick sofort ausrückte. Da er auf mehrmaliges Anrufen nicht stand, sandte ihm der Förster eine Ladung Schrot nach, die offenbar auch traf, da der Flüchtling einen sichtbaren Luftsprung machte. Ihn einzufangen gelang jedoch nicht. Als man am anderen Tage die Schonung absuchte, wurde zwar der Russe nicht gefunden, dafür aber entdeckte man sein Lager und in diesem einen Sack mit Speck, Brot und Mehl.

Hindenburg. Durch ein Schadenfeuer, das auf unvorsichtiges Umgehen mit Licht zurückgeführt wird, wurden die Besitzungen der Hausbesitzer Franz Skupin und Paul Klambka sehr mitgenommen.

Hirschberg. Tödlich verunglückt ist beim Zusammenstoß zweier Arbeitswagen auf der Kreuzungsweiche Seifershau der Hirschberg—Schreiberhauer Bahn die 17jährige Arbeiterin Martha Wehner aus Mittelschreiberhau. Sie wurde so unglücklich vom Wagen geschleudert, daß ihr die Räder über Brust und Füße gingen. Die Arbeiterin Martha Büttner aus Niederschreiberhau wurde durch den Stoß schwer am Kopfe verletzt.

Hoyerswerda. Großfeuer brach in Laubusch aus. Das Schadenfeuer äscherte zunächst die frühere Grundmannsche Wirtschaft ein. Bald wurden auch die benachbarten Grundstücke von den Flammen ergriffen. Erst bei dem Seernitzschen Gasthofe konnte dem wütenden Element Einhalt geboten werden. Am Brandorte waren 7 Feuerwehren mit ihren Spritzen tätig.

Kandrzin. Beim Rangieren tödlich verletzt wurde der Bahnarbeiter Johann Wieczorek auf dem hiesigen Bahnhofe.

Kattowitz. Tödlicher Unfall. Der Tagearbeiter Gustav Haase verunglückte dadurch, daß er von einem Eisenbahnwagen rücklings abstürzte. Hierbei zog er sich schwere Verletzungen zu, an deren Folgen er starb. — Ein Raubmordversuch wurde auf den Installateur Katzla in Schoppinitz von zwei Männern verübt. Sie drangen in das Schlafzimmer ein und versuchten K. zu erdrosseln. Im Abwehrkampfe gab einer der Männer zwei Schüsse aus einem Browning auf K. ab, von denen einer ihn in das Gesicht traf. Als die Angehörigen des K. durch den Lärm erwachten und zu Hilfe eilten, flüchteten die beiden Verbrecher. Am anderen Tage erfolgte ihre Festnahme durch die Kriminalpolizei. Sie sind Mitglieder einer weitverzweigten Einbrecherbande, die in letzter Zeit 40 Einbrüche in Kattowitz und Umgegend verübten. Bei der Festnahme setzten sie sich zur Wehr, so daß die Beamten von der Waffe Gebrauch machen mußten.

Königshütte. Schadenersatz zugesprochen wurde von den Stadtverordneten dem Fleischermeister Emanuel Drabik aus Bismarckhütte, dem vor einigen Jahren von der Stadt Königshütte das Betreten des Schlachthofes verboten worden war. D. hatte Schadenersatzansprüche gegen die Stadt geltend gemacht, und zwar mit dem Erfolg, daß nach Anrufung sämtlicher Instanzen zwischen ihm und der Stadt Königshütte ein Vergleich zustande kam. Drabik erhält 5250 Mark. — Bürgermeister Gahlemann, der kürzlich in den Ruhestand getreten ist, ist in Landeck gestorben.

Lauban. Ein sonderbares Verlangen. An den Schalter des Postamts trat eine besser gekleidete Frau und wünschte ein Zwanzigmarkstück gewechselt zu haben. Als ihr der Beamte einen Kassenschein über zwanzig Mark einhändigte, sagte sie ganz erstaunt, sie hätte doch gehört, beim Einwechseln eines Goldstückes von zwanzig Mark, dreißig Mark in Kassenscheinen zu bekommen, und sie ging erstaunt und schimpfend weiter, als man ihren Wünschen nicht entsprechen wollte. — Ein Hamsterlager wurde bei einer Haussuchung bei einem hiesigen Einwohner entdeckt. Ein großer Stapel von Lebensmitteln wurde zu Tage gefördert, welche beschlagnahmt wurden. Es wurden vorgefunden 30 bis 40 Pfund Zucker, große Mengen Wurst, Fleisch, Mehl, Butter, ausgelassenes Fett und Speck. Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen.

Leobschütz. Das Dorf Badewitz wurde von einem schweren Unwetter heimgesucht. Blitzstrahl folgte auf Blitzstrahl. Mehrere Scheunen verbrannten. Eine Kuh wurde von herabstürzenden Trümmern erschlagen. Auch ein schwerer Wolkenbruch ging nieder, und große Teile des Dorfes wurden überschwemmt. Viele Schweine, Ziegen, Gänse und Hühner sind ertrunken. Bei den niedrig gelegenen Häusern drückte das Wasser sogar die Fenster ein. Einige Häuser und Scheunen wurden weggerissen. Einmal tauchte ein größerer Gegenstand auf. Er wurde angehalten, und es stellte sich heraus, daß es sich um einen Schweinestall mit einem Schweine handelte, welches noch gerettet werden konnte.

Löwenberg. Der neue Landrat. Mit der kommissarischen Verwaltung des Landratsamtes Löwenberg ist Regierungsrat von Schroetter beauftragt worden. Regierungsrat von Schroetter war bis zum Ausbruch des Krieges Regierungsassessor im Handelsministerium. Im Felde erfolgte seine Ernennung zum Regierungsrat.

Militsch. Waldbrand. Sonntag nachmittag entstand in dem Birnbäumeler Forst an der Kleinbahn-Strecke zwischen Station Birnbäumel und Chaussee Birnbäumel—Sulau ein Waldbrand. Durch den herrschenden Südostwind wurden 8—10 Morgen, vornehmlich Moos und Gestrüpp, vernichtet. — Ein plötzlicher Tod ereilte den Böttcher Malczewski von hier. Auf dem Nachhausewege von der Kinovorstellung im Schützenhause bekam er Blutsturz und brach in der Nähe des Postgebäudes tot zusammen.

Münsterberg. Treibriemendiebstähle betreiben in großem Maßstabe Einbrecher, die ohne Unterlaß in hiesiger Gegend auftreten. So stahlen sie in einer einzigen Nacht nicht weniger als 14 Treibriemen, davon allein im Lorkeschen Sägewerk 10 Stück im Werte von etwa 1000 M. Auch in der Ziegelei von Haunschild wurden 4 Riemen im Werte von 500 M. gestohlen. Alle Ermittelungen nach den Einbrechern blieben vergeblich.

Neurode. Feuer entstand in Hausdorf auf der Kramerschen Besitzung und legte Wohnhaus, Stallung und Scheuer in Asche. Fast zu gleicher Zeit brannte im nahen Mölke das Mußsche Anwesen nieder.

Oppeln. Glück in der Lotterie suchen gar viele, haben aber nur wenige. Zu diesen wenigen gehört auch der früher bei unserem Bezirkskommando tätig gewesene Feldwebel Konietzny, der kurz vor Ausbruch des Krieges eine Oppelner Bürgerstochter als Gemahlin heimgeführt hat. Gegenwärtig ist er zu einer Fliegerabteilung kommandiert und hat nun das Glück gehabt, nicht weniger als 50000 Mark in der Lotterie zu gewinnen. — Stadtpfarrer Abramski ist im Alter von 51 Jahren gestorben.

Ratibor. Durch eigene Unvorsichtigkeit geriet der 70 Jahre alte Häusler Paprottni aus Raschütz, der mit einer Bürde Holz auf dem Rücken auf dem Heimwege begriffen war, in der Nähe von Markowitz auf den Eisenbahndamm und wurde von einem herankommenden Eisenbahnzug überfahren. Der Körper wurde in zwei Hälften geschnitten.

Reichenbach. Festgenommene Zigeuner. Im Höllengrunde bei Girlachsdorf gelang es dem Gendarmerie-Wachtmeister Kuhnert, einen Trupp Zigeuner, die schon lange das Land bettelnd durchziehen, festzunehmen. Es gehörten dazu u. a. einer, der schon wegen Totschlag mit Zuchthaus vorbestraft ist, und 6 Kinder. Als letztere im Reichenbacher Amtsgerichtsgefängnis ihren Müttern abgenommen und in städtisches Asyl gebracht werden sollten, wurden die Frauen widersetzlich und zertrümmerten dabei ein Fenster. An Geld hatte der Trupp keinen Mangel, auch besaß der eine der Zigeuner eine goldene Uhr im Werte von 300 Mark. Einbruchsdiebstähle, die in der letzten Zeit im Nimptscher und Frankensteiner Kreise verübt worden sind, schreibt man der Bande zu.

Reichenbach OL. Ein Denkmal für den einstigen Landeshauptmann des preußischen Markgrafentums Oberlausitz, nachmaligen Oberpräsidenten von Seydewitz, ist hier enthüllt worden.

Rothenburg OL. Waldbrand. In den Holzschlägen des bei Horka gelegenen Rittergutes Biehain brach ein Waldbrand aus, der einen großen Umfang annahm und infolge des herrschenden Sturmes von den Holzschlägen in den Wald übersprang. Da die vom Landrat von Lucke entsandte Löschmannschaft des Brandes nicht Herr zu werden vermochte, wurde aus Görlitz militärische Hilfe erbeten. Diesen Mannschaften gelang es, im Verein mit anderen Hilfskräften den Brand einzudämmen. Dem Brande sind große Mengen geschlagenen Holzes und mehrere Hektar Wald zum Opfer gefallen.

Sagan. Treibriemen im Werte von 3000 Mark wurden aus der Messowschen Ziegelei gestohlen. — Beschlagnahmt wurde durch die Polizei in Machenau ein Warenlager von Lebensmitteln, Bekleidungsgegenständen, Wein und Zigarren.

Schweidnitz. Hinrichtung. Das Kriegsgericht hat am 2. Dezember 1916 den aus Lodz gebürtigen 20jährigen Arbeiter Gustav Müller wegen Mordes zum Tode verurteilt. Dieses Urteil ist Mittwoch morgens 5 Uhr auf dem Militärschießplatz durch Erschießen vollstreckt worden. Müller hatte am 3. November 1916 beim Ausbrechen aus dem Waldenburger Gerichtsgefängnis den 64jährigen Gefangenaufseher David Olbrich niedergeschlagen.

Sibyllenort. Jagdbesuch des Königs von Sachsen. Am 7. Juni wird der König von Sachsen auf einige Tage mit Gefolge auf Schloß Sibyllenort eintreffen.

Steinau a. O. In der Oder ertrunken ist der seit dem Himmelfahrtstage vermißte Banklehrling Herbert Wandel aus Liegnitz.

Strehlen. Die Aufdeckung eines Raubmordes ist im Dorfe Pentsch gelungen. Dort fand man in einem Busche einen verschnürten Karton mit Kleidungsstücken und bald darauf an der Bahnstrecke bei Niklasdorf verschiedene andere Kleidungsstücke. Bei einer Durchsuchung des Geländes entdeckte man unter einer flach gewölbten Ackerstelle die Leiche eines russisch-polnischen Knechtes aus Karschau, Kreis Nimptsch, mit eingeschlagener Schädeldecke. Der Ermordete stand seit vier Jahren bei einem Gutsbesitzer in Karschau in Diensten und hatte sich dort 300 Mark gespart, um in seine Heimat reisen zu können. Anscheinend hat dies der Mörder erfahren. Von dem Täter fehlt jede Spur.

Politische Kulturdokumente.

Der Reichskanzler und die Alldeutschen

Berlin, 22. Mai.

Seit Jahr und Tag wandert hier ein Flugblatt von Hand zu Hand, das einen Briefwechsel wiedergibt zwischen dem Führer des Alldeutschen Verbandes Freiherrn v. Gebsattel und dem deutschen Reichskanzler. Der Briefwechsel ist bisher aus leicht verständlichen Gründen in der Presse nicht zur Veröffentlichung gelangt. Heute erschien er aber im „Vorwärts"; darum wollen auch wir ihn nicht unseren Lesern vorenthalten und ihn wenigstens in seinen hervorragendsten Stellen mitteilen.

Freiherr v. Gebsattel an den Reichskanzler.

Bamberg, 5. Mai 1915.

Eurer Exzellenz habe ich die Ehre, im Auftrag des Gesamtvorstandes des Alldeutschen Verbandes eine Zusammenstellung derjenigen Forderungen zum politischen Kriegsziel zu unterbreiten, deren Verwirklichung meinen politischen Freunden und weitesten Kreisen über den Alldeutschen Verband hinaus zur Sicherung unseres Volkes für die Zukunft geboten erscheint. Die Stimmung in den breitesten Kreisen unseres Volkes ist heute verbittert, ja, der Verzweiflung nahe; die Ursache dieser mit der Größe unserer Volksleistung im Widerspruch stehenden Erscheinung zu untersuchen, ist hier nicht am Platze; es sei nur gesagt, daß allzu vieles dafür spricht, daß die Reichsregierung das politische Kriegsziel zu eng gesteckt hat, und daß gerade jene treuesten und politisch zuverlässigsten Kreise hierin einen Verzicht auf die Ausnutzung unseres sicheren Sieges erblicken müssen. Mein Gewissen gebietet mir, vor solch einem Verzicht zu warnen, es wäre der verhängnisvollste politische Fehler, der gemacht werden könnte, und seine nächste Folge wäre die Revolution. Das Wort muß ausgesprochen werden.

Bedenkt man, welch eine Schuldenlast nach dem Kriege auf dem Reiche ruhen wird, so ist es klar, daß die Steuern ins Ungeheure wachsen müssen, wenn das Kriegsergebnis unzulänglich ist. Man versetze sich in die zurückkehrenden Krieger, von denen jeder sich bestimmt seine Hoffnungen auf irgendwelchen Lohn macht; statt dieses Lohnes finden sie eine wesentlich gewachsene Steuerlast nach ihrer Heimkunft aus dem Felde. Eine ungeheure Enttäuschung und Erbitterung wird das Ergebnis sein, es wird keinen Halt geben, und das nach solchen Leistungen enttäuschte Volk wird sich erheben. Die Monarchie wird gefährdet, ja gestürzt werden, damit wird das Schicksal unseres Volkes besiegelt sein . . .

Solcher Aussicht gegenüber gibt es ein sicher wirkendes Ableitungsmittel: ein Friede, der die Notwendigkeiten unseres Volkes nach jeder Richtung hin erfüllt, ein Kriegsergebnis, das stimmungsmäßig unserem Volke genügt, das es mit Stolz und Freude erfüllt . . . Deshalb beschwöre ich Euer Exzellenz im vollen Einverständnis mit meinen politischen Freunden, den furchtbaren Gefahren dadurch entgegenzuarbeiten, daß Sie einen Frieden erzielen, der unserem Volke bringt, was es verdient, worauf es Anspruch hat. Die Tragik darf nicht Wirklichkeit werden, daß unser Volk zerfällt, nachdem es das Ungeheuerste geleistet hat.

Der Reichskanzler an Frhrn. v. Gebsattel.

Berlin, 13. Mai 1915.

. . . Die vom Alldeutschen Verband aufgestellten Forderungen zum Kriegsziel werden nach der völligen Niederwerfung aller unserer Gegner zu würdigen sein. Für den Augenblick verbieten die Interessen der auswärtigen Politik und der Landesverteidigung, die allen anderen Rücksichten voranzugehen haben, ein Eingehen auf ihren sachlichen Inhalt.

Euer Exzellenz wagen in dem Begleitschreiben, in dem Sie mir namens des A. D. V. diese Forderungen übersenden, auszusprechen, daß die Stimmung in den breitesten Schichten unseres Volkes erbittert, ja der Verzweiflung nahe sei, weil die Reichsregierung das Kriegsziel zu enge gesteckt habe und auf eine Ausnutzung unseres sicheren Sieges verzichten würde. Sie scheuen des weiteren nicht davor zurück, auszusagen, daß das nach solchen Leistungen enttäuschte Volk sich erheben und die Monarchie stürzen würde, wenn nicht als einzig wirksames Ableitungsmittel ein Friede erreicht wird, der die Notwendigkeiten des Volkes nach jeder Richtung hin, das heißt wie der A. D. V. sie versteht, erfüllt.

Darauf entgegne ich: Ich lasse das Verdienst gelten, daß der A. D. V. durch die Hebung des nationalen Machtwillens und die Bekämpfung der Völkerverbrüderungsideologie sich vor dem Kriege errungen hat. Leider aber hat er diesen nationalen Willen mit soviel Mangel an politischer Einsicht verbunden, daß er schon in der Zeit vor dem Frieden das politische Geschäft des öfteren erschwert und jede Regierung, die sich nicht die Fensterscheiben zerschlagen lassen will, zu einer Gegnerschaft gegen ihn gezwungen hat.

Der Krieg und seine Erfahrungen haben zwar den nationalen Machtwillen, auf dessen Hebung sich das Existenzrecht des A. D. V. gründet, zum Gemeingut des deutschen Volkes gemacht, den Mangel an politischer Einsicht in den Kreisen des A. D. V. indes, wie ich dem Schreiben Eurer Exzellenz entnehme, nicht behoben, sondern ins Groteske gesteigert. Die treu monarchischen Kreise, die Euer Exzellenz vertreten wollen, würden ihre Pflicht gegen die Krone aufs gröblichste verletzen, wenn sie, statt abzuwarten, bis die Regierung den Moment der offenen Sprache für gekommen hält, im Volke eine Unruhe über eine nicht vorhandene, durch nichts bewiesene flaue und kleinmütige Politik zu schüren versuchten. Nach Eurer Exzellenz Worten soll diese Unruhe bis zur Erbitterung, ja zur Verzweiflung und zu drohenden Hinweisen auf Revolution gestiegen sein. Hier gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist das wahr, dann trifft die Verantwortung jene, die diese Stimmung durch Mangel an politischem Urteil und nationaler Disziplin trotz aller unmißverständlichen Erklärungen der Regierung geschürt haben, statt ihr entgegenzutreten, oder diese Behauptung ist falsch, dann muß ich in ihr eine Drohung und den Versuch einer Minderheit erblicken, die von der Krone berufenen Leiter der Reichsgeschäfte ihrem Willen zu unterwerfen . . .

*

Noch ein Dokument.

Gouverneur von Bissing über Belgien.

Die Zeitschrift „Das Größere Deutschland" (Herausgeber Abg. W. Bacmeister) veröffentlicht in ihrer neuesten Ausgabe eine Denkschrift des verstorbenen Generalgouverneurs von Belgien, Freiherrn von Bissing, über die Ansprüche, die wir an Belgien stellen sollten, stellen müßten. U. a. sagt Herr von Bissing:

Ich will mich nicht in den Streit einlassen, ob England unbesiegbar ist, und ob es so viel Kraft besitzt, daß, trotz der Bedrohung des englischen Weltreiches, trotz der sich immer mehrenden Anzeichen, daß England im Abend- und Morgenlande in seinem Lebensnerv schon getroffen ist, dasselbe alles daransetzen kann, um Belgien uns zu entreißen, um uns zu zwingen, Belgien dem französisch-englischen Einfluß wieder preiszugeben. Ich beabsichtige . . . von der heiligen Pflicht zu sprechen, Belgien unserem Einfluß und unserer Machtsphäre zu erhalten, es für Deutschlands Sicherheit nicht wieder freizugeben. Freilich, meine bestimmte Hoffnung muß zur Gewißheit werden, daß die endgültige militärische Entscheidung für uns den Sieg bedeutet. Selbst wenn man an Versöhnungsillusionen festhalten möchte und durch noch so gute Verträge Garantien schaffen könnte, wird Belgien nach jeder Hinsicht als Aufmarschgebiet und Vorpostenstellung unserer Feinde ausgebaut und benutzt werden. Der jetzige Krieg hat aber auch gezeigt, daß der Besitz der deutschen Industriegebiete eine Lebensfrage für das Durchhalten, für eine energische Kriegführung bedeutet; ihr Schutz ist nur durch den Besitz eines zu verteidigenden Geländes vorwärts des Rheins möglich. . . . Die Vlamen mit ihrer gegensätzlichen Stellung zu den Wallonen werden als germanischer Volksstamm eine Stärkung deutschen Volkstums werden. Belgien muß genommen und behalten werden, wie es jetzt ist und künftig auch sein muß. Bei Belgien handelt es sich tatsächlich nicht nur um Mindestforderungen aus militärischen Gründen, sondern um Zukunftslebensfragen des Volkes und des Deutschen Reiches. Ich bin mir bewußt, daß die Forderung, ganz Belgien zu behalten, der deutschen Machtsphäre in dieser oder jener Form anzugliedern, ein großes, nur mit entschlossenem Opfermut und kraftvollster Verhandlungskunst erreichbares Ziel in Aussicht nimmt. Möge ein von Bismarck geprägter Satz weiter Geltung haben, daß: „Wenn auf irgendeinem Gebiete, so ist es auf dem der Politik, daß der Glaube handgreiflich Berge versetzt, daß Mut und Sieg nicht im Kausalzusammenhange, sondern identisch sind."

Ungarn, Sachsen, Rumänen.

Politische Eindrücke eines Reichsdeutschen in Siebenbürgen

Kronstadt, im Mai.

Keiner, der das kernhafte Volk der Siebenbürger Sachsen in dem nun ja im wesentlichen wohl abgeschlossenen Rumänenkrieg kennengelernt hat, wird sein je wieder vergessen. Der Bauernkrieg, der dreißigjährige Krieg, die Kriege der beiden Ludwige, der französischen Revolution und des napoleonischen Zeitalters sind vorübergegangen, ohne die dort im Mittelalter eingewanderten Deutschen auch nur entfernt zu berühren. Im Reiche haben wir fremdes Blut in Menge eingeadert. Fremde Sitte ist zu uns namentlich aus dem Westen eingewandert. Unsere Rasse hat sich vom frühesten Mittelalter an auch vielfach mit Slaven gekreuzt. All' das hat es für die Deutschen Siebenbürgens nicht gegeben. Mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern sind sie heute so, wie wir es vermutlich sein würden, wenn wir es politisch besser gehabt hätten. Anderseits hat doch harter Wind genug an ihnen herumgezaust, sie vor Verweichlichung zu schützen. Sie hatten sich hinlänglich zu wehren, um wehrhaft zu bleiben, politisch und als Krieger. So sind sie ein deutscher Stamm für sich, voll Selbstbewußtsein, und mit dem Segen einheitlicher Entwicklung vom Mittelalter bis heute.

Es kann ohne Bedenken geschildert werden, wie ungefähr die Dinge standen, als durch die Kriegserklärung Rumäniens und den Einfall rumänischer Truppen die siebenbürgische Frage unerwartet europäische Bedeutung erhielt. Zumal dadurch manches Vorurteil, das man getrost als Gemeingut aller Reichsdeutschen behandeln kann, eine wesentliche Richtigstellung erfährt. Im Reich sind unter zehn Leuten neun, wenn man auf die Frage zu sprechen kommt, der festen Überzeugung, zwischen den Siebenbürger Sachsen und den Ungarn sei nichts als Todfeindschaft. Es mag Zeiten gegeben haben, wo es so war. Sie sind längst vorüber. Ungarn und Siebenbürger Sachsen sind seither Verbündete; sind Verbündete gegen einen gemeinsamen starken Gegner, der das Volkstum beider gleichmäßig bedroht.

Der gemeinsame Gegner waren die Rumänen. Die Walachen, wie sie in Ungarn heißen. Die weniger militärische Rasse hat die stärkere Vermehrung. Ungarn ist theoretisch eine reine Demokratie geworden im Laufe des 19. Jahrhunderts. In jeder Demokratie hat der die Macht, der die meisten Stimmen auf die Beine bringt. Hat sie im Staat, in der Gemeinde und in der Gesellschaft — vorausgesetzt, daß es wirklich demokratisch regiert wird. Und die Rumänen haben viele Kinder. In Siebenbürgen und in Ost-Ungarn hatten sie hiernach Anspruch auf nahezu widerspruchsfreie Herrschaft. Ihr Stamm wucherte rings um die dort zahlenmäßig nahezu wehrlosen Ungarn empor. Wucherte aber auch um das dort ehedem politisch und national vorherrschende Deutschtum. Was das schlimmste war, es wurde allmählich mehr als gut war, herüber und hinüber geheiratet. Jede Familie, in der ein Teil des Stammpaars, gleichviel ob Mann oder Frau, Rumäne war, wurde, wie auf Schritt und Tritt zu beobachten, unweigerlich rumänisch.

Nun war das für die Gegenwart im Staat allenfalls zu ertragen. In der Gemeinde schon weniger. Und die Zustände in der Gesellschaft ließen auch heute schon deutlich erkennen, was kommen mußte mit der Zeit. Grund genug zur Besorgnis für Männer mit dem Blick für morgen in beiden Lagern, dem ungarischen und dem sächsischen. Will sagen für den Politiker. Im Staat ging es noch. Zur Not, wenn auch schon schwerer, in der Gemeinde. Wer den vollständig analphabetischen Heerbann des ländlichen wie städtischen Walachentums mit der verehrlichen Zigeunerschaft als Ausläufer in der Nähe gesehen hat, wird verstehen, daß allerlei Eigentümlichkeiten bei der Wahl den Ausschlag geben können und auch geben. Diese Leute sind schwach als für gemeinnützige Zwecke begeisterte Kapitalisten, aber ungemein stark und willig als Trinkgeldempfänger. Auch fast ausschließlich rumänische Wahlkreise wählen genau so, wie es in Budapest ausgemacht wird.

Das hindert nicht, daß auch der ungebildete Walache im Ungarn den Herrn sieht, den er mit verbissener Feindschaft haßt und zu schädigen trachtet. Für den Gebildeten ist er ein Abscheu, gleichviel, ob er in Kronstadt wohnt oder in Bukarest. Der gebildete Rumäne in Siebenbürgen blickt auf Bukarest, nicht auf Budapest, als seinen politischen Vorort, auf den er seine Hoffnungen setzt. Und ganz Rumänien schwärmt für die „Befreiung" der geknechteten Brüder jenseits der Grenze. Das war der Stand der Dinge, der die Neigung für den Krieg mit Ungarn in Bukarest längst in aller Stille schwälen ließ. Die Freigebigkeit der Entente hat es zu Wege gebracht, daß das Wagnis wirklich unternommen wurde. Nebenbei ein sehr bemerkenswerter Tatbestand für Leute, die vom ewigen Frieden und von Schiedsgerichten als Schlichtern jedes Völkerzwists schwärmen. Welches Schiedsgericht sollte die Frage entscheiden, wer in Siebenbürgen herrschen soll, der Ungar oder der Rumäne? Oder wem z. B. die Kohlengruben von Petroteng oben in den Bergen gehören sollten, die jeder von beiden Staaten gleich gut gebrauchen, — bei Anspruch auf eine politische Rolle auch gar nicht entbehren kann? Sie gehören Ungarn. Welcher Rumäne soll das freiwillig auf die Dauer anerkennen? Es gibt Fragen, die nur mit den Waffen in der Hand entschieden werden können.

Dieselben Gefahren, die den Ungarn von den Rumänen drohten, bedrängten die Deutschen in ihrer ererbten Stellung. Sie brauchten die Unterstützung der politischen Herren des Landes. Dies war zum mindesten der Standpunkt der großen Mehrheit des Stammes, der Partei der sog. schwarzen Sachsen. Die Ungarn umgekehrt konnten auf die Dauer nicht zugleich den mächtigen Einfluß der ihnen an Ort und Stelle ihrerseits zahlenmäßig überlegenen Sachsen und die Rumänen bekämpfen. Zudem waren die Sachsen, wieder an Ort und Stelle, im Besitz des schon erwähnten, ganz und gar politisch nicht belanglosen größeren Geldbeutels. So kam ein Ausgleich zwischen beiden zustande, der den Sachsen die Wahrung ihrer ererbten Stellung, den Magyaren die Beihilfe in der gemeinsamen Abwehr des Walachentums sicherte.

Die erwähnte Mehrzahl der Sachsen fühlt sich auch völlig wohl dabei. Nicht zu verschweigen ist, daß eine Minderheit, die Gruppe der grünen Sachsen, Widerspruch [illegible] wenigstens zeitweilig, vor dem Kriege dazu neigte, mit den Walachen gegen die Ungarn zusammen zu gehen. Sie sind rührig und haben die öffentliche Meinung im Reich zeitweilig stark beeinflußt. Doch ist nicht zu verkennen, daß ihren Kern Mitglieder der abtretenden Generation, — ältere Männer, die Vergangenes nicht vergessen können und noch heute mit dem Feuer ihrer Jugend hassen — bilden. Sie schwärmten für ein selbständiges Kronland Siebenbürgen. Die Mehrheit, und namentlich die Jugend, hatte diesen Wunsch! längst aufgegeben, als der Krieg ausbrach, und wird auch schwerlich zu ihm zurückkehren, so lange sie sich, wie in der letzten Zeit, so auch weiterhin in ihrem Deutschtum nicht beunruhigt fühlt. Ungarn und Sachsen waren jedenfalls, und daran muß festgehalten werden, bei Kriegsausbruch keineswegs Feinde, sondern eng verbündet. Und sind es seither.

Bulgarien einst und jetzt.

Von Dr. Paul Rohrbach.

Aus den letzten Tagesberichten unserer tapferen Verbündeten, der Bulgaren, ersahen wir, mit welchem Heldenmut sie im Verein mit den deutschen, österreichisch-ungarischen und türkischen Kameraden alle Offensivgelüste des französischen Generals Sarrail niederzuhalten wissen. Der jetzige, in der Geschichte junge Bulgarenstaat, hat ebenso wie gegenwärtig, schon wiederholt Proben seiner unverwüstlichen Lebenskraft und seines starken Nationalbewußtseins gegeben.

Am linken Wolgaufer, in der Nähe der Kreisstadt Spaßk, im Gouvernement Kasan, liegt ein Dorf namens Bolgary. Es unterscheidet sich durch nichts von anderen größeren russischen Kirchdörfern, außer durch eine alte, merkwürdige Umwallung, die, zum größten Teil erhalten, im weiten Umkreise mit Resten zusammengefallener Türme um die heutige Ansiedlung herumführt. Offenbar hat hier in früherer Zeit ein Ort von viel größerer Bedeutung gestanden. Außer der alten Befestigung gibt es dort eine Menge Grabsteine, und zahlreiche Altertümer, Waffen, Münzen und dergleichen werden aus der Erde gegraben. Die Münzen, arabische, altarmenische und andere, reichen von der Mitte des 6. bis zum Ende des 10. Jahrhunderts n. Chr. Der Name des Ortes fällt uns auf — hat er etwas mit Bulgarien und den heutigen Bulgaren zu tun? In der Tat, aus dieser Gegend sind die Bulgaren gekommen, und hier haben ihre Verwandten noch Jahrhunderte lang gelebt, als das bulgarische Volk auf der Balkanhalbinsel sich schon gebildet hatte.

Die Bulgaren sind ursprünglich, gleich den Magyaren, Angehörige der großen finnischen Völkerfamilie, zu der auch die Finnen im heutigen Finnland und zahllose kleine Restvölker im Norden und Osten des jetzigen russischen Reiches gehören. Der größte Teil des sogenannten Großrußland ist von Menschen bewohnt, die ihrer Rasse nach ein Mischprodukt slavischer und finnischer Herkunft sind. Der erste bulgarische Fürst, dessen Name uns überliefert wird, ist Kubrat, im 7. Jahrhundert n. Chr. In der Zeit waren die Bulgaren durch ganz Südrußland und die Balkanhalbinsel gedrungen. Dem byzantinischen Kaiser aber glückte es, wie schon oft mit solchen Völkern, sie in ihren Sold zu nehmen und gegen andere Feinde ihres Reiches zu verwenden. Kubrat half dem Kaiser Heraklius gegen die Avaren und wurde zum „Patricius" des römischen Reiches ernannt. Sein Sohn Asparuch gründete gegen Ende des 7. Jahrhunderts das donau-bulgarische Reich, indem er die dort nach der Völkerwanderung seßhaft gewordenen slavischen Stämme dauernd unterwarf. Ursprünglich ist also Bulgarien eine Fremdherrschaft finnischer Elemente auf slavischem Boden, den die Slaven ihrerseits der romanischen Vorbevölkerung des Landes und den Byzantinern abgenommen hatten. Im Laufe der Jahrhunderte verschmolzen aber Herren und Unterworfene zu einem einzigen Volk von slavischer Sprache und wesentlich slawischer Art. Ursprünglich sind die Bulgaren also nahe Verwandte der gleichfalls aus Finnen und Slaven ent-

manoenen Moskowiter, während die Ukrainer oder sogenannten Kleinrussen einen anderen slavischen Typus darstellen. Sie haben in der Gründungszeit des russischen Reiches eine gewisse Blutbeimischung von den germanischen Warjagern, Wikingern aus Schweden, erfahren.

Das neubulgarische Volk zu beiden Seiten des Balkan empfing von Byzanz aus das Christentum, die Wolga-Bulgaren dagegen wurden Mohammedaner und behaupteten sich dort bis zu dem großen Mongolensturm im Anfang des 13. Jahrhunderts. Um 1246 erzählt uns ein italienischer Mönch, der zum obersten Chan der Tataren nach Innerasien zog, er habe an der Wolga das Land „Großbulgarien" gefunden, im Unterschied zu dem Bulgarien an der Donau. Im Wolgagebiet leben noch heute die von den Russen Mordwinen und Tschuwaschen genannten finnischen Kleinvölker als Überreste des ursprünglichen Bulgarentums.

Der erste große Bulgarenherrscher, Simeon (um 900 n. Chr.) beherrschte außer dem eigentlichen, jetzt so genannten, Bulgarien ganz Macedonien, Albanien und das griechische Thessalien. Er nahm den Kaiser- oder Zarentitel an (Cäsar gleich Zar). Dies Zartum hielt sich in wechselndem Umfange und mit wechselnden Geschicken fast fünf Jahrhunderte. In seinen Anfängen wurde es einmal stark durch den russisch-warjagischen Großfürsten Swjatoslaw von Kijew bedrängt, der gleichzeitig auch die Wolga-Bulgaren angriff, um Sklaven von ihnen zu erbeuten. Der erste „russisch-bulgarische Krieg" hat also schon vor einem Jahrtausend stattgefunden! 1393 besetzten die Türken die bulgarische Zarenresidenz Tirnowo, zwischen dem mittleren Balkan und der Donau. Der letzte bulgarische Zar, Iwan Sisman III., fiel im Rhodopegebirge, in der Gegend der heutigen bulgarisch-serbischen Grenze. Fünf Jahrhunderte lang stand Bulgarien unter türkischer Herrschaft, und die Erinnerung an das große bulgarische Reich im Mittelalter war so verschwunden, daß schließlich in Europa nur noch die wenigsten den bulgarischen Namen kannten. Die bulgarische Nationalität erhielt sich aber, weil die Türken, ebenso wie in Serbien, Bosnien und Griechenland, sich keine Mühe um die Einführung des Islam gaben. Nur ein kleiner Teil der Bulgaren, die sog. Pomaken im Rhodopegebirge, und eine Anzahl ursprünglicher Adelsfamilien, nahm als eine Art Vorzugsrecht den Islam an. Sie behielten aber gleich den auch zu Mohammedanern gewordenen slavischen Beks in Bosnien ihre slavische Sprache und daher wenigstens eine teilweise Einheit mit ihrem Volk.

Sieht man von einzelnen unbedeutenden Symptomen ab, so kann das Neuerwachen des Bulgarentums von dem russisch-türkischen Kriege von 1828/29 datiert werden, der russische Truppen bis nach Adrianopel brachte und freiheitliche Gedanken unter den Bulgaren hervorrief. Es ist schlechthin erstaunlich, wie schnell nach der Wiederherstellung der bulgarischen Selbständigkeit infolge des Orientkrieges 1877/78 die Bulgaren in Bezug auf Volksbildung, politische und militärische Fähigkeiten in die Höhe kamen. Man hätte meinen sollen, daß hier alle Vorbedingungen fehlten, um schnell einen lebensfähigen Staat zu schaffen. Das Gegenteil zeigte sich aber — auch ein bemerkenswerter Fingerzeig für diejenigen, die gegen die ukrainischen Selbständigkeitswünsche den Einwand erheben, es fehle den Ukrainern an einer gebildeten und besitzenden politischen Oberschicht.

Bulgarien nach dem 1877er Kriege war von der russischen Politik als eine Art von russischer Statthalterschaft auf dem Balkan gedacht. Daher sollte es auch den großen Umfang haben, der ihm durch den Vorfrieden von San Stefano zugebilligt wurde. Hauptsächlich der englische Einspruch auf dem Berliner Kongreß und die selbständige bulgarische Politik der beiden Fürsten, des Battenbergers Alexander und des Koburger Ferdinand, machten aber den Plan Rußlands zunichte. Es ist gut, sich gerade jetzt der russischen Machenschaften gegen Bulgarien zu erinnern, die vor über 20 Jahren in einer Schrift „Geheimdokumente der russischen Orientpolitik 1881—1890", die in Berlin erschien, aufgedeckt wurden. Diese Sammlung, unzweifelhaft echt, wurde damals viel zu wenig beachtet, ja, aus Rücksicht für Rußland totgeschwiegen. Zum Andenken an jene kritische Zeit, die das uns jetzt verbündete junge bulgarische Staatsleben erlebt hat, sei eine Stelle aus dem Briefe des Direktors des asiatischen Departements beim Auswärtigen Amt in Petersburg an den Gesandten in Bukarest im Januar 1880 mitgeteilt:

„Der Präsident des Komitees der slavischen Wohltätigkeitsgesellschaft hat den Direktor der Staatspolizei gebeten, die Beamten des Departements anzuweisen, den Bulgaren bei der Entfernung des Prinzen Koburg aus dem Fürstentum und bei der Beseitigung der dortigen Machthaber behilflich zu sein. Die nach Bulgarien in der Verkleidung von Fischern gesandten Agenten haben dem Wirklichen Staatsrat Durnowo (Direktor des asiatischen Departements) gemeldet, daß bei der Untersuchung der Eisenbahn Rustschuk-Varna die Gegend bei Tschukur Tschiftlik als am meisten geeignet gefunden wurde, eine Entgleisung des Zuges herbeizuführen." Herr Durnowo fügt dieser Mitteilung hinzu, daß seine Agenten, welche die Ausführung des Planes leiten können, in Ismailia (russischer Platz an der Donaumündung) wohnen und, wenn nötig, als Fischer nach Rustschuk kommen könnten. „Infolgedessen bitte ich Sie, gnädiger Herr, den Personen, welche sich bereit erklärt haben, den Plan auszuführen, mitzuteilen, daß Sprengstoffe und ein Situationsplan ihnen von russischen Fischern in Rustschuk zu bestimmter Zeit übergeben werden sollen. Ich bitte, dies gleichfalls dem Gendarmeriekommandanten in Ismailia mitzuteilen."

Wir sehen also, wie alt die liebevollen Anschläge Rußlands gegen die bulgarische Selbständigkeit und gegen den jetzigen Zaren von Bulgarien sind!

Wer Brotgetreide verfüttert, versündigt sich am Vaterlande und macht sich strafbar

Wo unsere geehrten Leser das Blatt durch den Kolporteur nicht erhalten können, bitten wir, die Bestellung **bei der Post aufzugeben.**

Die toten Männer von Jassy.

(Von einem Neutralen.)

Seit dem Zusammenbruch Rumäniens vor den gerechten Züchtigungsstreichen der Mackensenschen Heere befindet sich die rumänische Regierung, der gesamte Hof, das soeben aufgelöste Parlament, die Leitungen der militärischen und zivilen Generalverwaltungen, kurzum alle die heute politisch wohl gänzlich toten Männer, die Schuld an Rumäniens Unglück tragen, in Jassy. Diese moldauische Stadt ist für eine Residenz schließlich schön genug gebaut, aber im ganzen doch für solche Inanspruchnahme zu eng. Nach dem ersten Schrecken und den katastrophalen Ereignissen des Krieges begann die Völkerwanderung aus der Walachei nach Jassy „geordnete" Formen anzunehmen: wer irgend konnte, lief, fuhr, ritt, ließ sich im Lastwagen und Ochsenkarren nach der Moldau und dann nach Jassy transportieren, so daß diese Stadt, die früher kaum mehr als 90 000 Einwohner zählte, innerhalb weniger Monate das Fünf- bis Sechsfache an Menschen in ihren Mauern, Kellern, Scheunen und Ställen barg.

Vergeblich erließ die Regierung Aufrufe und Verordnungen gegen eine Überflutung dieser einzigen noch gefahrfreien Großstadt Rumäniens; vergebens entschloß sich die Verwaltung, Auslandspässe in fast unbeschränkter Zahl auszustellen und das Publikum zum Wegreisen zu veranlassen — es half nichts oder doch nur sehr wenig. Hunderttausende verließen Jassy, aber frische Hunderttausende strömten unaufhörlich hinzu und bewirkten eine ungeheure Belastung der wenigen noch übriggebliebenen Verkehrsmittel und Wohngelegenheiten, namentlich aber eine außerordentliche Erschwerung in der Versorgung der Stadt mit den nötigen Lebensmitteln. Man erinnert sich an die Bahnkatastrophe bei Ciura, die über 400 Menschen das Leben und 800 die Gesundheit gekostet hat; dieses Unglück ist zwar das größte, aber nicht das einzige geblieben. Es geht aus Mitteilungen der Eisenbahnverwaltung hervor, daß der Betrieb der moldauischen Eisenbahn auch jetzt noch nur unregelmäßig und notdürftig aufrechterhalten wird... Das schwierigste Kapitel war für die notdürftig eingerichtete Regierung die Versorgung der Stadt Jassy und des Landes mit Lebensmitteln und Heizmaterial. Während in Jassy eine halbe Million Menschen hungerte oder unter drückendem Mangel litt, lag noch ungedroschenes und nicht eingebrachtes Getreide im benachbarten Distrikt und verdarb im Frost und Schnee wegen Mangels an Arbeitskräften und Transportmitteln. Kam endlich eine karge Sendung Lebensmittel in Jassy an und konnte sie zur großen Freude der in Massen gestauten Bevölkerung abgeladen werden, so stellte sich heraus, daß die Ware wegen des langen Lagerns in den Wagen ganz oder teilweise verdorben war. Das Karten-, Höchstpreise- und Enteignungssystem wurde von der Regierung unbeschränkt angewendet, doch nützten diese Maßnahmen blutwenig. Um dem Alkoholgenuß zu steuern, ließ man ein formelles und uneingeschränktes Verbot des Verkaufs von Wein in kleinen Mengen in Kraft treten. Nur der Weingroßhandel darf von den dazu Berechtigten getrieben werden, und nun versteht man leicht, daß man, wie ein Jassyer Blatt sich ironisch ausdrückt, „infolge des Verbotes den Wein, den man nicht mehr literweise trinken darf, jetzt eimer- und faßweise trinkt".

Ebensowenig erbaulich waren die übrigen Regierungsmaßnahmen in ihren Folgen. Um die Warenbestände aufzunehmen, schloß man die Kaufhäuser und Läden für eine Zeit — während draußen eine tausendköpfige Menge heulte, fluchte, tobte und zu Tätlichkeiten griff, weil fast jede Einkaufsmöglichkeit ausgeschlossen war. Und wie im Bereiche der Lebensmittelversorgung, so sind die Verhältnisse den Menschenmassen auch in anderen Beziehungen unhold. Die Wohnungsnot und die in manchen Teilen der alten, noch orientalischen Stadt völlig ungünstigen hygienischen Verhältnisse erzeugten rasch alle jene Mißstände, die bei solchen Gelegenheiten unvermeidlich sind: Seuchen, Kindersterblichkeit usw. Jassy mußte in ein gewaltiges Lazarett umgewandelt werden. Das Rathaus, die Gymnasien und Schulen, einzelne Räume des zum Parlament umgewandelten Nationaltheaters, alle irgendwie verfügbaren öffentlichen Bauten, darunter auch die Erziehungsanstalt aller Bojarensöhne der Moldau sind in Militär- und Zivilspitäler umgewandelt.

Eine traurige Sprache sprechen auch die Berichte der Militärgerichte. Man liest lange Listen von Todes- und andern schweren Strafen, die mit grausiger Promptheit an denjenigen, welche in den blutigen Kämpfen in der Walachei teilweise oder ganz versagt haben, vollzogen wurden. Die Presse unterstützt die Regierung in ihren Bemühungen, durch einige schwache Zaunlatten den allgemeinen Zusammenbruch aufzuhalten. Freilich geschieht das in einer nicht ganz einwandfreien Weise. Es mutet recht eigentümlich an, wenn man sah, wie die Jassyer Zeitungen — die übrigens ein recht klägliches Dasein fristen und in einer echten Kriegsform erscheinen — die Macht und Größe des östlichen Verbündeten rühmten und hierbei den Zaren Nikolaus in den herrlichsten Farben malten, um ihn einen Monat später als den nichtswürdigen Tyrannen zu brandmarken, als die Revolution ihn entthront hatte. Die Revolutionsschwärmerei nach russischem Beispiel hat überall Boden gefaßt und man geniert sich nicht mehr, laut auszusprechen, daß die immer noch an der Macht befindlichen rumänischen Würdenträger samt der obersten Spitze ebenso viel Schuld an den Ereignissen tragen wie der Exzar Nikolaus. Sie sind an ihren Sünden gestorben, die Männer von Jassy, und sie dürfen von Glück sagen, wenn der politische Tod die einzige Strafe für sie bleibt.

Bunte Zeitung.

Kriegssorgen der Selbstmörder. Einen hübschen Scherz erzählt eine Prager Zeitung: Ein Lebensüberdrüssiger verschafft sich in einer Apotheke Zyankali, um sich den Tod zu geben. Vergeblich wartet er bis zum nächsten Morgen auf die Wirkung des „starken Giftes". Dann läßt er die Reste des Giftstoffes prüfen, und es stellt sich heraus, daß es Kriegs-Zyankali-Ersatz war. Da kauft er sich einen Strick und hängt sich am Fensterkreuz auf. Der Strick reißt jedoch: der war aus Papier. Das zweimalige Mißlingen des Selbstmordes betrachtet der Mann als einen Wink des Schicksals. Neue Lebenslust erfaßt ihn. Er geht in eine Speisewirtschaft und läßt sich ein Gulasch geben. Zwei Stunden später war er tot.

Ein Vergessener. Wie nichtig und flüchtig irdischer Ruhm ist, hat wohl selten jemand in solchem Maße an sich selbst erfahren müssen wie der jetzt in Nizza verstorbene ehemalige Oberbefehlshaber des serbischen Heeres Woiwod (Fürst) Putnik. Er, der während der letzten Balkankriege als einer der größten Helden und besten Köpfe der Balkanländer gefeiert wurde und auch tatsächlich ein ungewöhnlich, begabter Mann war, ist im Laufe des Weltkrieges vollständig in Vergessenheit geraten und mußte, obwohl er seit Jahren ein schwerkranker Mann war, seine letzten Lebenstage in einem vielleicht nicht ganz freiwillig gewählten Exil verbringen. Als Sohn eines aus dem ungarischen Banat in Serbien eingewanderten Lehrers geboren, trat Putnik, der persönlich anspruchslos bis zum Äußersten war, früh in die Armee ein. Die Reform des serbischen Heeres ist mit seiner Person aufs engste verknüpft, und die Soldaten hingen mit grenzenloser Verehrung an ihm. Beim Abbruch der Beziehungen zwischen der Donaumonarchie und Serbien hatte Putnik das Pech, sich als Badegast auf österreichischem Boden zu befinden. Er wurde damals, wie man sich erinnern dürfte, festgenommen, bald aber auf direkte Veranlassung des ritterlichen Kaisers Franz Joseph wieder freigelassen.

Fort mit den Ohrringen! Die Goldsammlung der Reichsbank hat offenbar einen guten Erfolg gehabt, wenn wir auch noch keine Abrechnungen bekommen haben. Man sieht zahlreiche Leute mit schwarzen Eisenketten. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß die Bewegung allmählich abflaut, was zu bedauern wäre. Wir geben deshalb eine Anregung wieder, die in mehr als einer Hinsicht einen Fortschritt verspricht. Unter all den Goldsachen, die getragen werden, sind die überflüssigsten gewiß die Ohrringe! Anderer Schmuck, Fingerringe, Armbänder, Uhrketten, Halsketten, Diademe, werden wohl immer getragen werden, und wir werden dergleichen an unseren Frauen nach dem Kriege gewiß wieder gern sehen. Aber die Ohrringe sollten abgeschafft werden. Dieser Schmuck, zu dessen Anbringung das Ohrläppchen durchbohrt werden muß, erinnert an Gewohnheiten wilder Völkerschaften. Offenbar liegt hier ein letzter Rest von alten Schmucksitten der Vorzeit vor. Andere, wie die Nasenringe, die klirrenden Fußringe und Fußketten, gegen die die Propheten des Alten Testaments eiferten, sind bei uns längst geschwunden, auch gibt es jetzt schon viele Frauen, die den „Ohrschmuck" verschmähen, und andere tragen ihn nur noch, weil sie ihn einmal besitzen. Übrigens ist auch viel veralteter und geschmackloser Kram darunter. Es wäre vom Standpunkt der Kultur sehr erwünscht, wenn der Krieg auch hierin läuternd wirkte. Also fort mit den Ohrringen! Möge sich in Zukunft die deutsche Frau durch den Verzicht auf diese veralteten, barbarischen Schmucksitten vor allen anderen Völkern auszeichnen. Es wird ihr ein Ehrentitel sein, daß sie in schwerer Kriegszeit zum Wohl des Vaterlandes sich dieser Geschmacklosigkeit entäußert hat. Wenn man bedenkt, daß das Deutsche Reich rund 35 Millionen weibliche Wesen zählt, von denen manche auch doppelte und mehrfache wertvolle „Garnituren" besitzen, so kann durch die Einschmelzung dieses Goldes eine recht erhebliche Summe zusammenkommen. Man mache also getrost den Anfang selbst und wirke in Bekanntenkreisen. Diejenigen Frauen, die vernünftiger Zusprache zum Trotz dann noch in ihren Ohrringen festhalten, werden sich bald dem Verdacht aussetzen, daß sie unechte Ringe tragen, die nicht abgegeben werden konnten.

Der „Speck" des Violinkünstlers. Der bekannte Violinkünstler Willy Burmester erzählte jüngst einem Mitarbeiter der „Grazer Tagespost" ein lustiges Reiseerlebnis. Burmester ist als viel auf Reisen befindlicher Mann den Zollbehörden so gut bekannt, daß er gewöhnlich keine Zollrevision über sich ergehen zu lassen braucht, denn man weiß, daß er in seinen Koffern nur Noten, Geigen und Bücher mit sich führt. Kürzlich wurde er jedoch in einer kleinen Stadt auf das peinlichste untersucht, und obwohl alle Gepäckstücke bereits durchwühlt waren, wollte der eifrige Zollbeamte doch nicht locker lassen. Plötzlich ruft eine Stimme: „Willy, wo ist der Speck?" Triumphierend blickt der Zollbeamte den scheinbar Entlarvten an, aber sein Gesicht verzieht sich zu verlegenen Falten, als Burmesters kleine weiße Dogge auf den Ruf „Speck" freudebellend dem Rufer entgegeneilt. Der Künstler hatte einem Freunde, der seinen Hund „Speck", ein drolliges Tier, ins Herz geschlossen hatte, telegraphiert: „Komme diesmal mit Speck", und dieses Telegramm war der Zollbehörde des Städtchens bekannt geworden!

Schont die Brennesseln! Von vielen Seiten ist erneut darauf hingewiesen worden, daß die Nessel ein vorzügliches Gemüse ist und in jungem Zustande auch als Viehfutter dienen kann. Dem gegenüber sei jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß, da der Pflanzenwuchs infolge der ungünstigen Witterung im allgemeinen in Deutschland sehr zurückgeblieben ist, eine derartige Ernte der jungen Nesseltriebe nicht empfehlenswert ist, weil dadurch die spätere Ernte der Nessel zwecks Verarbeitung als Faserpflanze beeinträchtigt werden würde. Es gibt eine große Anzahl wildwachsender Pflanzen, die in gleicher Weise als Gemüse verwertet werden können, wie z. B.: Schafgarbe, Balderdbeeren, Brombeertriebe usw. Die Brennesselfasern brauchen wir dringend für unsere Kriegswirtschaft.

Vereinfachung und Verbilligung der Geldsendungen. Das lange Warten an den Postschaltern wird in dieser Zeit der Arbeitsüberhäufung und der Leutenot besonders unangenehm empfunden. Aber freilich ist Arbeitsüberhäufung und Mangel an Personal, an Personal überhaupt wie besonders an geübtem Personal, auch die unabänderliche Ursache, weswegen unsere Reichspost nicht im Friedenstempo arbeiten kann. Das sehen auch die meisten Leute ein, und fügen sich, wenn auch mit Seufzen, ins Unvermeidliche des langen Wartens vor den Postschaltern. Ists wirklich unvermeidlich? Man sehe sich einmal die Teilnehmer einer solchen postalischen Polonäse an und wird finden, daß mindestens der vierte, sicher der fünfte oder sechste einer Geldsendung wegen gekommen ist. Und gerade die Erledigung der Geldsendungen, mit ihren notwendigen umständlichen Eintragungen, dem sorgfältigen Nachzählen der oft großen Summen, dem Wechseln, nehmen den größten Teil der kostbaren Zeit von Publikum und Schalterpersonal in Anspruch. Das alles könnte durch regere Benutzung des Postscheckverkehrs vermieden werden. Der Inhaber eines Postscheckkontos braucht, wenn er Geld zu versenden hat, nicht einen Schritt aus seiner Wohnung oder seinem Bureau zu tun. Er füllt eine Überweisung aus, wenn der Adressat selbst ein Postscheckkonto hat, und einen Scheck, wenn das nicht der Fall ist. Alles andere besorgt die Post. Verlieren, verzählen, den Ärger mit dem kleinen Wechselgeld kennt der Postscheckkunde nicht. Dabei ist der Postscheck und namentlich die Überweisung bedeutend billiger als die Postanweisung. Die Gebühr für die Postanweisung ist abgestuft nach der Größe des Geldbetrages und kostet bis zu 2 Mark und darüber. Dagegen kostet die Überweisung sogar bis zu den größten Summen nur 3 Pfennig. Sollte man es bei diesen Vorteilen für möglich halten, daß es überhaupt noch Leute in Deutschland ohne Postscheckkonto gibt?

Unerlaubter Nahrungsmittelverbrauch. Die Zeit vor der neuen Ernte bringt erfahrungsgemäß besondere Schwierigkeiten bei der ausreichenden Versorgung der minderbemittelten Bevölkerung mit Lebensmitteln. In diesem Jahre werden die Schwierigkeiten verschärft durch das ungewöhnlich späte Frühjahr und die Schäden, die der besonders kalte Winter an den Vorräten hervorgerufen hat. In solcher Zeit ist es eine besonders dringliche Aufgabe aller Behörden, dafür zu sorgen, daß die Ernährung der minderbemittelten, schwerarbeitenden Bevölkerung nicht durch Überversorgung der Bessergestellten geschmälert wird. Um dies zu erreichen, muß vor allen Dingen der Schleichhandel, durch den noch immer große Mengen von Fleisch, Speck, Butter, Eiern und anderen Nahrungsmitteln der öffentlichen Verteilung entzogen und zahlungsfähigen Kreisen zugeführt werden, auf das nachdrücklichste bekämpft werden. Auch dem übermäßigen Verbrauch von Nahrungsmitteln in Gastwirtschaften muß ebenso wie dem Überverbrauch der Selbstversorger mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegengewirkt werden. Der Präsident des Kriegsernährungsamts hat durch Rundschreiben an die Bundesregierungen erneut auf diese Notwendigkeiten hingewiesen. Diese Aufgaben zu erfüllen wird aber nur dann möglich sein, wenn die gesamte Bevölkerung und jeder einzelne verständnisvoll unter Hintansetzung jedes selbstsüchtigen Interesses mitarbeiten. Die ausführenden Behörden müssen von einsichtigen Vertretern der verschiedenen Bevölkerungsgruppen, Männern sowohl wie Frauen, auf jede Weise unterstützt werden, damit die Mißstände rechtzeitig erkannt und zweckmäßig bekämpft werden können. In dieser ernsten entscheidungsvollen Zeit muß die Überzeugung Gemeingut aller Deutschen werden, daß jedes Pfund Butter, Speck oder Mehl, das sich ein zahlungsfähiger Käufer zu unrecht beschafft, einem Rüstungsarbeiter entzogen wird, der seine Kraft braucht, um unseren kämpfenden Brüdern die Waffen zu schmieden.

Ein merkwürdiger Vorfall. Ein Berichterstatter der „Times“ in „einer Stadt in Kent“, die kürzlich von deutschen Schiffen beschossen wurde, teilt folgenden merkwürdigen Fall mit: Die Frau eines Soldaten, der an der Front steht, hatte eines abends eine „dunkle Ahnung“, daß ihr in der kommenden Nacht in ihrem eigenen Hause eine große Gefahr drohe. Es bemächtigte sich ihrer plötzlich eine so große Angst, daß sie mit ihrem zweijährigen Kinde das Haus verließ und bei einem ihrer Nachbarn für die Nacht ein Unterkommen suchte. Wenige Stunden später fiel eine Granate auf das Dach ihres Hauses, drang bis in die Wohnung hinein und vernichtete in dem Schlafzimmer der Frau alles, was dort stand. Das Nachbarhaus aber, in dem sie Zuflucht gesucht hatte, blieb gänzlich unbeschädigt. Die „dunkle Ahnung“ hatte die Frau und das Kind gerettet.

Sommermäntel sind Luxus. Wie die Reichsbekleidungsstelle mitteilt, kann bei Vorhandensein nur eines Sommermantels oder -umhanges oder nur eines Wintermantels oder -umhanges bei Krankheit, hohem Alter und ähnlichen Ausnahmefällen ein Bezugschein auf einen Mantel oder Umhang auch für die andere Jahreszeit ausgefertigt werden, wenn durch ein ärztliches Zeugnis nachgewiesen wird, daß mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand die Anschaffung dringend notwendig ist. In einer längeren Erklärung zu dieser Mitteilung bezeichnet die Reichsbekleidungsstelle die Anschaffung von Sommerüberziehern, wenn Winterüberzieher vorhanden sind, als einen Luxus. Sie hat deshalb in der Bestandsliste zu den neuen Richtlinien für die Erteilung von Bezugsscheinen bestimmt, daß zwischen Sommer- und Winterkleidung mit Ausnahme der Oberkleidung für Knaben und Mädchen im zarteren Entwicklungsalter von zwei bis vierzehn Jahren ein Unterschied nicht gemacht werden kann, das heißt also: nur einen Winter- oder nur einen Sommerüberzieher. Beides zusammen gibt es nicht. Der Zwang zum Sparen mit unseren Beständen fordere, daß nicht zur Neuanschaffung von Kleidungsstücken, die ohne übermäßige Selbstentsagung gespart werden können, bedeutende Stoffmengen verwendet werden. Ganzen Volksklassen erscheine auch heute noch der Sommerüberzieher ein überflüssiges Kleidungsstück.

Der Wollapostel in der Dichtung. Als der jetzt verstorbene Professor Gustav Jäger mit dem ganzen Rüstzeug der Wissenschaft für die Normalwollbekleidung eintrat, mußte er sich, wie bekannt, manchen Spott gefallen lassen. Seinen Stabreim-Wahlspruch: „Wer weise, wählt Wolle!“ nahm damals ein deutsches Witzblatt zum Anlaß, um ihm nachstehende Ansprache in den Mund zu legen:

Wertgeschätzte Weltbürger!
Wer wohlauf weltein will wandern,
Werde Wollner, wie wir Weisen,
Werfe weg, was wohlfahrtswidrig,
Wähle woll'ne Webewaren,
Woll'nes Wams, wie woll'ne Wäsche!
Wolle wirkt wahrhaftig Wunder!
Weder Wüstling, weder Weichling
Wird, wer wollumwoben wallet;
Wäss'rig widerliche Witt'rung
Weicht, wie Wolken Winden weichen,
Widerstandslos Wollenkleidern,
Während wunderbarerweise
Wohlgerüche willig weilen.
Wolle werde Weltbekleidung,
Weltenwahlspruch Wollapostels
Wort: Wer weise, wählet Wolle!

Berufsart und Gehirnverbrauch. Ein französischer Forscher hat untersucht, in welchem Verhältnis die verschiedenen Berufsarten hinsichtlich der Zahl der Geisteskranken zueinander stehen. Aus den gefundenen Ziffern wollte er Schlüsse ziehen auf den größeren oder geringeren Gehirnverbrauch in den verschiedenen Berufen. Er gelangte zu dem Ergebnis, daß unter allen Berufen der — Heeresdienst am meisten das Gehirn abnutze, denn von je 100000 französischen Soldaten werden 199 unheilbar irrsinnig. Die Ziffer bezieht sich auf Friedenszeiten; es erscheint indessen auch in diesem Falle nicht berechtigt, das Soldatsein als besonderen Beruf aufzufassen. Sieht man vom „Soldatenberuf“ ab, so stehen an erster Stelle die freien und gelehrten Berufe, da auf je 100000 Angehörige dieser Gruppe 177 Geisteskranke entfallen. Die Spitze innerhalb der Gruppe bilden die Künstler, während die zweite Stelle die Rechtsanwälte einnehmen; in absteigender Linie folgen die Ärzte, die Geistlichen, die Schriftsteller und die Beamten. Die Feldarbeiter und Dienstboten bilden mit 155 Irrenhauskandidaten auf je 100000 die nächste Gruppe. Diese Feststellung mutet recht seltsam an, wenn man an die die Geisteskräfte doch wirklich nicht übermäßig in Anspruch nehmenden Obliegenheiten dieser Berufe denkt.

Der einzige sympathische Großfürst. Die Turiner „Stampa“ läßt sich aus Petersburg berichten, daß von allen Großfürsten der Familie Romanow nur ein einziger sich nach wie vor der Gunst des Volkes erfreue: Dmitrij Pawlowitsch, der Mann, der Rasputin aus dem Wege geräumt habe, der Sohn jenes Großfürsten Paul, der seine morganatische Heirat mit dem Exil büßen mußte (das Exil bestand, nebenbei bemerkt, in einem recht vergnüglichen Aufenthalt in Paris). Der Großfürst soll Rasputin auf Anstiftung der Großfürstin Olga, der ältesten Zarentochter, getötet haben. Olga habe dem sie verehrenden Großfürsten gegenüber wiederholt erklärt, daß ihr Rasputin geradezu Ekel einflöße, und daß er auf irgendeine Weise entfernt werden müsse. Erschwert sei der Fall dann noch dadurch geworden, daß Rasputin sich der geplanten ehelichen Verbindung zwischen Dmitrij Pawlowitsch und der Großfürstin widersetzt und das Zarenpaar auf seine Seite gebracht habe. Es wird hier zum erstenmal behauptet, daß ein Großfürst der Mörder Rasputins gewesen sei; bisher hieß es immer, daß der mit einer Großfürstin verheiratete Fürst Jussupow die Tat begangen, und daß der Großfürst nur die Hand im Spiele gehabt, aber nicht persönlich eingegriffen habe.

Der Rauchklub des französischen Parlaments. In allen Räumen des Palais Bourbon — so schreibt man der „Tribuna“ aus Paris — darf geraucht werden, in einem aber wird mehr geraucht als in allen anderen zusammengenommen: es ist dies der sogenannte Pfeifensaal. Die hier verkehrenden Abgeordneten gehören allen Parteien an, und wenn sie sich treffen, hüten sie sich beinahe ängstlich von Politik zu reden, um sich mit größerem Vergnügen der Seligkeit des Rauchens hingeben zu können. Der gegenwärtige Staatssekretär des Flugwesens, Daniel Vincent, war bis vor kurzem einer der eifrigsten Besucher des Pfeifensaales. Als seine Klubfreunde erfuhren, daß er zum Mitglied des Kabinetts Ribot ernannt worden sei, forderten sie ihn feierlich auf, noch ein letztes Mal zu ihnen zu kommen und mit ihnen die „Friedenspfeife“ zu rauchen, da man nicht wissen könne, wie bald man einander im Laufe der parlamentarischen Debatten feindlich gegenüberstehen würde. Daniel Vincent nahm die freundliche Einladung an. Als er erschien, ging ihm der Abgeordnete Chavoix entgegen und überreichte ihm in Erinnerung an die gemeinsam verlebten Rauchstunden eine schöne neue Pfeife, worauf der Staatssekretär in Rührung verfiel und also sprach: „Meine lieben Freunde, ich kann von dieser Pfeife sagen, was einst ein trefflicher Mann von einem ihm verliehenen Ehrensäbel sagte: sie ist der schönste Tag meines Lebens.“ Diese Ansprache machte einen so gewaltigen Eindruck, daß die Stammgäste des Pfeifensaales beschlossen, eine neue parlamentarische Gruppe zu bilden. Noch ist es nicht heraus, ob der Rauchklub auch während der parlamentarischen Sitzungen geschlossen auftreten wird: es könnte dann geschehen, daß ein Minister nur deshalb gestürzt wird, weil er Nichtraucher ist.

Von einer großen Heuschreckenplage wird gegenwärtig Algerien bedroht. Der Generalgouverneur teilt in einem an die französische Regierung gerichteten Bericht mit, daß die Hüpfer in ungeheuren Mengen auftreten und ganze Provinzen kahlzufressen drohen. Der „Figaro“ nimmt die Sache von der scherzhaften Seite, indem er erklärt, daß die Heuschrecken zu der Läuse- und Rattenplage, unter der Frankreich und seine Kolonien litten, eine würdige Ergänzung bildeten. Von den Läusen, deren Namen man früher nicht auszusprechen wagte, spreche man jetzt in der besten Gesellschaft wie von lieben Haustieren, und die Ratten seien den „poilus“ geradezu unentbehrliche Gefährten geworden. Man mache aus dem Fell dieser Nager die schönsten und nützlichsten Sachen, und viele Soldaten hätten mit der Zähmung von Schützengrabenratten staunenswerte Erfolge aufzuweisen. Durch die jüngst erschienenen „Lebenserinnerungen einer Schützengrabenratte“ sei die Ratte sogar literaturfähig geworden.

Ein grimmiger Theaterfeind. Ein schlesisches Blatt veröffentlicht eine den Poststempel Reichenbach i. Schl. tragende Urschrift eines Bauern, die sich mit einer Anzeige des Verbandes zur Förderung deutscher Theaterkultur beschäftigt. „Ich las“, so heißt es dort, „Ihre Anzeige, wonach Sie Beiträge zur Förderung der Theaterkultur suchen, und muß mich wundern, daß es jetzt noch solche verruchte Leute gibt, die noch zu derlei Gerümpel Zeit und Lust haben. Es ist dies höchstens für Kinder und Narren. Unsere Landfrauen sind froh, wenn es abends ist und sie vor Müdigkeit einschlafen können, anstatt ins Theater zu gehen, und es müssen solchem faulen Theatergesindel weder Brot- noch Fleischkarten gegeben werden, sondern sie müßten sich das Futter auf unserem Dünger wie die Krähen suchen. Von mir kommt jetzt, wo ich den Blödsinn las, nichts mehr in die Großstadt, eher kriegen die Hunde das übrige Fleisch und die Butter, ehe ein Theaterspieler oder -besucher in der Großstadt. K. B.. z. Zt. Wilkau.“

Heiratsgesuch.
Ernst gemeint!
Junge Kriegswitwe, 24 Jahre, mit eigenem Heim, ohne Anhang, und eine Freundin von 28 Jahren, beide evangelisch, wünschen zwecks späterer Heirat in Briefwechsel zu treten mit Herren gleicher Religion. Kriegsinvalide bevorzugt. Zuschr. unter Nr. 1921 an die Gesch. d. Bl.

Saatmais
gibt ab der
landw. Lokalverein Auras.

Wer zerrissenes Schuhwerk, Geschirre, Leder, Zeltstoffe, Fahrradmäntel, Filz usw. selbst ausbessern will, verwendet vorzüglich die
Nähahle **Stepperin** D.R.G.M.
Solide, beste Konstruktion. Näht Steppstich wie Maschine. Leicht zu handhaben. Garantie für Brauchbarkeit. Viele Anerkennungen. Preis **Mk. 2.50** mit Nadelsortierung und Leinenzwirn, verpackt und postfrei. In Lederhandlungen käuflich oder direkt durch
Joh. Zucker
Stuttgart-Botnang.

Schluß
der Inseraten-Annahme
für jede Nummer des „Schlesischen Wochenblattes“: Mittwoch mittag. Inserate werden auch von unseren Kolporteuren zu **Originalpreisen** entgegengenommen.

Jagdflinte
sowie Drilling zu kaufen gesucht von **Lebinski, Breslau,** Paulstr. 27

Kaufe Sektkorke 20 Pf. p. St.
Kunstkorke 5 Pf. per Stück,
Weinkorke 2 Pf. per Stück.
Gegen Nachnahme abzusenden an
Eichhorn, Chemnitz Brühl 9,
Telephon 3293.

Hilfe i. Haushalt.
Näh-Ahlen

Heft „Famos“ D. R. G. M. Näht den Steppstich einer Nähmaschine! Jeder ist sein eig. Reparateur! an aller Art Lederzeug, Geschirren, Sätteln, Segeln, Zelten, auch Schuhen usw.
M. 2,75 m. 4 versch. Nad. und 1 Rolle Faden.
Versand unter Nachnahme.
L. Glass, Chemnitz,
Glockenstraße 3, parterre.
Ersatzteile 4teilig M 1,20 mehr.

Wünschen Sie etwa M. 20 wöchentl. zu verdienen?
Zuverlässige Personen finden sofort Beschäftigung zu Hause durch Herstellung von Strumpfwaren auf unserem Schnellstricker. Vorkenntnisse nicht nötig. Entfernung kein Hindernis. Beschlagnahmefreies Strickmaterial zum Verarbeiten für uns wird geliefert. Verlangen Sie noch heute alles Nähere durch Auskunft umsonst, portofrei und ohne Verbindlichkeit für Sie durch **Strumpfwarenfabrik, Hamburg 6.** Zollvereinsniederlage.

Lungen- und Halsleiden,
Nervenleiden, Schwächezustände,
Blutarmut, Frauenleiden (Katarrhe), **Stoffwechselstörungen** behandelt erfolgreich ohne Berufstörung **Sanitätsrat Dr. med. Weise's** Ambul. Berlin 168, Zimmerstr. 96.
Harn- und Auswurfuntersuchungen. Auskunft kostenlos.

Breslauer Marktbericht vom 29. Mai 1917.

Der Markt war bei fehlendem Angebot unverändert.

Klee- und Grassaaten unverändert.

Feststellung von der Marktnotierungs-Kommission für Heu und Stroh.

	Für 100 Kilogramm		
1. Heu, lose	—,—	—,—	M.
2. Heu, gebunden	13,00	—14,00	„
3. Langstroh		5,00	„
4. Preßstroh		4,70	„
5. Krummstroh		4,00	„

Ware.	Glogau, 22. 5.		Militsch, 23. 5.		Neisse, 26. 5.		Patschkau, 24. 5.		Prausnitz, 23. 5.		Ratibor, 24. 5.	
100 Kilo Weizen	—	—	25,50	—	25,50	—	25,00	—	25,50	—	—	—
100 „ Roggen	—	—	21,50	—	21,50	—	21,00	—	21,50	—	—	—
100 „ Gerste	—	—	25,—	—	25,—	—	23,—	—	25,—	—	—	—
100 „ Hafer	27,00	—	27,—	—	25,—	—	27,—	—	27,—	—	—	—
100 „ Erbsen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
100 „ Kartoffeln	13,00	—	10,—	—	10,00	—	10,—	9,00	10,—	—	13,00	—
100 „ Stroh	5,—	4,—	5,—	4,—	5,00	4,70	5,—	4,00	4,—	—	5,40	4,—
100 „ Heu	8,76	8,—	9,50	—	14,00	10,—	9,00	8 —	7,50	—	12,00	10,00
1 „ Butter	5,32	—	5,28	—	—	—	4,96	4,60	5,28	—	5,60	5,40
1 Mandel Eier	—	—	3,00	—	—	—	3,45	3,00	3,45	—	—	—

Druck und Verlag: Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl. — Für den Inhalt verantwortlich: Felix Maretzke, Trebnitz.

Bunte Zeitung.

Die deutsche „Kadaververwertungsanstalt". Eine harmlose Bemerkung eines deutschen Kriegsberichterstatters über eine deutsche Kadaververwertungsanstalt hat die ganze Alliiertenpresse zu einem neuen Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland auf den Plan gerufen, obwohl aus dem Bericht deutlich zu ersehen war, daß es sich nicht um Menschen-, sondern um Tierleichen handelte. In wie niederträchtiger Weise gehetzt wird, ergibt sich aus der in einem französischen Blatte veröffentlichten Schilderung einer angeblich in Gerolstein bestehenden deutschen Abdaverwertungsgesellschaft, die sich auch mit der Verwertung von Leichen beschäftige. „Die Waggons", so heißt es dort, „kommen mit nackten Leichnamen beladen an. Die in Ölzeug gekleideten Arbeiter, die Gesichtsmasken tragen, schleudern die Menschenpakete mit langen Haken auf eine endlose Kette, die sie in einen langen, schmalen Raum befördert. Auf dem Wege dorthin werden sie in ein Bad geschleppt, in dem sie entfettet und desinfiziert werden. Dann kommen sie in ein Trockenhaus. Schließlich ladet die Kette sie in einem großen Kessel ab. Im Innern des Kessels sind eiserne Arme, die im geeigneten Augenblick in Tätigkeit treten, die Masse herumwerfen und rühren. Nach sechs bis acht Stunden bildet das gekochte Fleisch, von den Knochen getrennt, einen fast schwarzen Teig." Und nun wird weiter berichtet, wie aus dieser Masse Stearin, Schmieröl und andere nützliche Stoffe gewonnen werden. Den Blödsinn drucken alle Organe des großen Weltverleumdungsbundes, die größten wie die kleinsten, mit von Beschimpfungen niedrigster Art strotzenden Zusätzen ab. Das ist kennzeichnend sowohl für den Bildungsgrad der „Schreiber" als auch für den der Leser, mit denen diese Schreiber zu rechnen haben.

Das Mieterkreuz. Mit einem merkwürdigen Wunsche nahte sich dieser Tage ein Pariser Bürger der Regierung seines Landes. In einem offenen Schreiben wies er darauf hin, daß er seit dem Ausbruch des Krieges regelmäßig seine Miete gezahlt habe, obwohl es ihm ein leichtes gewesen wäre, die verschiedenen Moratorien auszunutzen und dem Hauswirt die Miete schuldig zu bleiben, vielleicht gar bis zum Nimmermehrstag. Dabei seien seine Einnahmen im Laufe des Krieges um ein Drittel zurückgegangen. Und was habe er davon, daß er Miete zahle? Seine Freunde machten sich über ihn lustig, und er lasse sich das, Patriot, wie er sei, ruhig gefallen, ohne zu murren. Nun aber wäre es an der Zeit, daß er für sein edles Tun auch belohnt würde. Er bringe deshalb die Stiftung eines neuen Ordens — Band oder Kreuz — für pünktliche Mietezahler in Vorschlag und hoffe stark, daß dieser Vorschlag Anklang finden werde. Alle Kosten der Ordensverleihung könnten ja auf die Hausbesitzer abgewälzt werden ... Man braucht nicht anzunehmen, daß der gute Mann nur einen schlechten Witz machen wollte; die Ordenssehnsucht der Franzosen ist tatsächlich so groß, daß ihr auch die Stiftung eines Mieterkreuzes zupaß käme.

Die Folgen einer Munitionsexplosion. Erst jetzt erfährt man allmählich, welch ungeheuren Schaden die Munitionsexplosion, die am 19. Januar dieses Jahres im East End von London stattfand, angerichtet haben muß. Es hieß damals in englischen Blättern, daß „mehrere" Häuser in der Umgebung der in die Luft geflogenen Munitionsfabrik ernstlich beschädigt und zum Teil gänzlich zerstört worden seien. Was man unter „mehrere" verstand, ergibt sich aus einem Bericht, der nunmehr veröffentlicht wird und dartun soll, wie rasch man des Schadens Herr geworden ist. Am 22. Januar — so wird mitgeteilt — fragte die Regierung die zuständigen Behörden, wie es sich mit dem Schaden verhelte, und forderte einen möglichst ausführlichen Bericht mit Vorschlägen für den Wiederaufbau der vernichteten Gebäude ein. Diesen Bericht erhielt sie bereits einen Tag später. Am darauffolgenden Tage gab der Ministerpräsident Befehl zur Wegräumung des Schuttes und der Trümmerhaufen; ein weiterer Befehl ordnete den sofortigen Beginn der neuen Bauarbeiten an. Am 12. März waren ... 804 Häuser bereits wieder bewohnbar gemacht, mit neuen Dächern versehen usw., während 106 Häuser vollständig neu aufgebaut und ihren Eigentümern übergeben waren. Im ganzen also 910 Häuser! Und das nennt man „mehrere"!

Die frierende Redaktion. Die Stadt Delft in Holland saß kürzlich, wie so viele andere Städte Europas, ohne Kohlen da und hätte wahrscheinlich erfrieren müssen, wenn ihr nicht eine von hohem Gemeinsinn erfüllte Fabrikleitung wenigstens einigermaßen aus der Not geholfen hätte, indem sie ihre eigenen großen Kohlenvorräte zur Verfügung stellte. Zu denen, welche sich bereits auf ein langsames Einfrieren gefaßt gemacht hatten, gehörte auch die Redaktion des „Delftsche Courant"; sie scheint jedoch den Humor trotz der großen Gefahr, in der sie schwebte, nicht ganz verloren zu haben, was aus folgender Kundgebung ersichtlich ist: „Der Ton unseres Blattes dürfte heute und die folgenden Tage vielleicht etwas kühler sein als gewöhnlich, da die Schriftleitung auf dem Gefrierpunkt angelangt ist und mit steifen Fingern die Feder festhalten muß. Wir haben auf verschiedene Art der Kälte Herr zu werden versucht: wir hielten feurige Ansprachen, lasen flammende Gedichte, waren erfüllt von glühender Vaterlandsliebe, sammelten feurige Kohlen auf unserer Feinde Haupt, entbrannten in Liebe, schickten schönen Nachbarinnen feurige Blicke, trieben auch Zimmergymnastik, stellten schließlich sogar ein brennendes Licht ins Ofenloch, um uns einzureden, daß der Ofen brenne — aber keines dieser Mittel schien nützen zu wollen. Die Temperatur blieb all' unseren krampfhaften Versuchen gegenüber reserviert und kühl, ja eisig kalt. Morgen wollen wir es mit dem Vortrag von Frühlingsliedern versuchen: wir hoffen stark, daß ein mit Glut vorgetragenes Gedicht, „Der liebe Lenz ist kommen", inaktiv wirken und uns in Brand stecken wird."

Die Ritterlichkeit des Kaisers Franz Joseph. In der römischen „Tribuna" liest man: Prinz Anton von Orléans, Sohn des Grafen v. Eu, ist kürzlich zum britischen Offizier ernannt worden, nachdem er Offizier des österreichischen Heeres gewesen war. Es ist aber vielleicht nicht allgemein bekannt, wie er während des Weltkrieges aus dem österreichischen Heeresverbande ausschied; wir haben die Geschichte aus des Prinzen eigenem Munde gehört. Als zwischen Österreich-Ungarn und Frankreich der Krieg ausbrach, bat der Prinz, der seit 13 Jahren österreichischer Husarenoffizier war, um eine Audienz beim Kaiser und sagte, nachdem sie ihm gewährt worden war: „Majestät, ich bin Franzose und kann nicht gegen mein Heimatland die Waffen erheben. Ich bitte Euere Majestät, mich von dem Treueschwur zu entbinden." — „Ist bereits geschehen", antwortete, ohne auch nur einen Augenblick lang zu zögern, der Kaiser. „Sie sind hiermit von dem Treueid, den Sie meinen Fahnen geschworen haben, entbunden, und ich kann nicht umhin, Ihnen meine Anerkennung auszusprechen." Eine ähnliche Antwort erhielt der junge Prinz Franz Xaver von Bourbon-Parma, Bruder der gegenwärtigen Kaiserin von Österreich, als auch er ins französische Heer eintreten wollte. Die Ritterlichkeit, die Kaiser Franz Joseph bei dieser und vielen anderen Gelegenheiten an den Tag legte, verdient, denen, welche ihn nicht genug beschimpfen konnten, gegenüber immer wieder ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

Pariser Kohlenwucher. Ein Pariser Blatt weist darauf hin, daß man trotz der großen Kohlennot auch in Paris Kohle bekommen könne, wenn man nur die „richtigen" Preise zahle. Ein Hausportner, der wegen seines ungewöhnlichen Einflusses geradezu berühmt geworden sei, liefere Kohle, aber nur dann, wenn man ihm mindestens 40 Zentner abnehme und für jede Tonne außer dem festgesetzten Preise eine „Vermittelungsgebühr" von 50 Frank zahle. Eine vornehm auftretende Dame fordere noch mehr als der geschäftskundige Pförtner, und zwar für gewöhnliche Kohle 300 Frank die Tonne und für Glanzkohle 400 Frank; der normale Preis aber betrage gegenwärtig für Kohle 130 Frank, für Glanzkohle 220 Frank. Eine andere Dame, die eine Villa am Meeresstrande besitze, verkaufe Kohle im Kleinhandel an jeden, der zu kaufen wünsche; nur müsse man bei jeder Tonne 100 Frank Aufschlag zahlen. In ähnlicher Weise verfahre eine bekannte Wäscherei; auch hier kostet die Kohle 100 Frank über Preis, und dazu müsse man sie sich noch selbst abholen. Zu den Kohlenwucherern gehörten auch ein Apotheker, der den Brennstoff im wahren Sinne des Wortes zu Apothekenpreisen verkaufe, und ein Doktor der Rechte, der offenbar mehr Kohle zur Verfügung habe als die größten Großhändler denn er verkaufe nicht unter einer Schiffsladung!

Steine am Weg.

Roman aus schwerer Zeit von Hans Kurd.

(Nachdruck verboten.)

10) (Fortsetzung.)

Fast sein ganzes Personal war eingezogen, teils freiwillig zu den Waffen geeilt, nur ein paar alte Herren, einige verheiratete, ungediente Landsturmleute bildeten noch den Stamm seines Geschäftes. An den leeren Plätzen saßen junge Mädchen zur Aushilfe.

Und doch war es ja kein Ersatz für geschultes Personal, zumal er ja auch noch sparen wollte und der Ansicht war, daß das Geschäft ihm nicht mehr so viel einbringen würde.

Fast jeden Tag hatte er Konferenzen mit den staatlichen und kommunalen Behörden, bald allein, bald mit dem Syndikat und Kliem zusammen.

Dann wieder kam irgendein Militärbeamter wegen Lieferungen für die Feldbahnen oder sonstigen Betriebsstellen, da mußte er nach Oberschlesien, um mit den Zechenverwaltungen zu beraten und sie zu bestimmen, ihre Verträge voll und ganz zu erfüllen.

Er konnte sich beim besten Willen nicht mehr um seinen Sohn kümmern, so hart nahm ihn die Arbeit mit.

Zum Hause Kliem kam er wieder in freundnachbarliche Beziehungen; brachten es doch die gemeinschaftlichen Lieferungen mit sich, daß die beiden Konkurrenten oft stundenlang zusammensaßen.

Ganz dem Gebot der Zeit entsprechend, hatte auch Werner seinen kindlichen Groll gegen Kliem begraben und hielt Burgfrieden. In der schweren Zeit fühlte er den Verlust seines Prokuristen nun sehr deutlich; lastete doch das ganze Geschäft nun auf seinen alten Schultern, und seine beiden arbeitsgewohnten Hände mußten vergessen, daß sie gelb und runzlig waren und durch leises Zittern das Alter verrieten.

Eine stille Sehnsucht nach Frieden schlich sich in das Herz des alten Mannes, eine Sehnsucht nach seinem Sohne keimte wieder empor ... doch der war verschollen ... wer weiß wo ...

So saß er, den Kopf in die Hand gestützt, und starrte vor sich ins Leere ...

Er hörte das Klopfen nicht ...

Eine Hand legte sich auf seine Schultern, und eine Männerstimme sprach leise zu ihm:

„Werner, du träumst!"

Er hob den Kopf, ein schmerzlicher Blick traf Kliem!

„Ja, vom Frieden, Kliem."

Der andere zog einen Stuhl heran und setzte sich zu seinem alten Freunde.

„Alter, ich verstehe dich, verstand dich, als ich dich durch die Glastür da sitzen sah."

„Wo ist Paul?" flüsterte Werner.

„Wo ist Paul?" wiederholte der andere leise.

„Vielleicht schon schwer verwundet, vermißt oder tot?"

„Sein Schicksal, Werner, steht in Gottes Hand. Wie der Allmächtige es lenkt, so mußt du zufrieden sein. Du hast nichts mehr von ihm gehört?"

„Nein, nichts! Kliem, ich verliere viel, viel. Was nützt mir all der Plunder, die Arbeit; für den ich arbeitete und schuftete, er ist fort, verschollen!"

„Lieber Freund, glaub' mir, ich und meine Familie verlieren ebensoviel. Erna kann sich immer noch nicht beruhigen und krankt ... ja, ja", seufzte er.

„Ich weiß dein ‚ja, ja' zu deuten. Du hast recht ... ich trage die Schuld, ich rollte ihm den Stein in den Weg ... ich bin selbst der Stein."

„Laß gut sein, Alter, es kommt auch wieder anders!"

„Tja." Werner zuckte die Achseln. „Vielleicht ist's dann zu spät."

Beide schwiegen eine Weile und hingen ihren Gedanken nach.

„Erna geht zur Krankenpflege zum Roten Kreuz. Aber nicht als Helferin, sondern als ordentliche Schwester. Das arme Mädel! Ihr Leben ist ja schließlich halb verpfuscht. Vielleicht findet sie dort Vergessen für ihr Leid."

Werner nickte und schwieg.

Da rasselte das Telephon und rief den Kaufmann wach aus seinen Träumereien.

„Geschäftliches hatte ich heute nichts weiter. Auf Wiedersehen!"

Kliem empfahl sich, und Werner arbeitete ununterbrochen bis zum Bureauschluß.

Als das Personal gegangen war, warf auch er seine Arbeit beiseite, und seine Gedanken gingen wieder ihren alten Weg, hinaus in das Meer der Sorge, über dem dichte Nebel gar wundersame Bilder woben und den träumenden Alten umgaukelten.

„Vielleicht findet sie Vergessen für ihr Leid", murmelten die schmalen Lippen, und ein Gedanke durchzuckte ihn:

„Vielleicht findet sie Paul selbst."

20. Kapitel.

In der Aula der Universität waren sie alle versammelt nach der Prüfung, die Damen, die sich der Pflege der Verwundeten widmen wollten, um so ihre tätige Hilfe dem Vaterlande zur Verfügung stellen zu können.

Unter der Leitung eines Professors hatten sie nun einen sechswöchentlichen Kursus durchgemacht, heute war die Schlußprüfung.

Nun warteten sie mit gespannten Mienen des Urteilsspruches der Prüfungs-Kommission. Da kam der alte weißhaarige Herr mit der goldenen Brille herein, mit ihm ein Stab von Aerzten, teils in Feldgrau, teils in Zivil.

Schrill ertönte die Glocke, und als Stille eingetreten war, ergriff der Professor das Wort.

„Meine hochverehrten Damen! Wir haben nun nach sechs schweren, arbeitsreichen Wochen heute endlich die Prüfung abgehalten, und ich möchte Ihnen nun das Ergebnis mitteilen. Zuerst nenne ich die Damen, die sich zur Krankenpflege für die Front gemeldet hatten und den Kursus A absolviert haben. Es haben bestanden mit dem Prädikat „Sehr gut": Fräulein Erna Kliem. Mit Gut folgende Damen ..." Und er las eine Reihe von Namen herunter.

Nach etwa einer Viertelstunde war er mit dem Verlesen fertig.

„Und nun, meine Damen, entlasse ich Sie aus meiner Schule. Gehen Sie und üben Sie werktätige Nächstenliebe an Freund und Feind. Seien Sie eingedenk des großen Wortes eines großen Geistes: Was du dem geringsten meiner Brüder getan hast, hast du mir getan. Es ist eine schwere, ernste, aber auch schöne Pflicht, meine Damen, der Sie sich hier freiwillig unterziehen, und besonders Sie, Schwester Erna Kliem, Sie gehen ja schon heute von uns hinaus zur Front, Sie gehen den allerschwersten Weg. Ihnen wünsche ich, mögen Sie dort Ihre größte Befriedigung für Ihren Opfersinn finden und den Dank der Armen, die dort draußen in Not und Tod uns verteidigen. Gehen Sie mit Gott, helfen Sie und retten Sie, und kommen Sie uns gesund wieder."

Erna Kliem warf ihm einen Blick des Dankes zu und ging hinaus.

Zu Haus warteten schon die Eltern.

„Wann geht der Transport ab?" war der Mutter ängstliche Frage.

„Heut abend um sieben Uhr, Mutter."

„Gott!"

Frau Kliem brach weinend auf einem Stuhl zusammen.

„Kind, es muß sein?"

„Es muß sein, Mutter! Weine nicht und mach' mir das Herz nicht schwer! Sieh, wärst du nicht auch gegangen, ihn zu suchen, wenn du gewußt hättest, er steht draußen in der Schlacht...?"

„Du weißt es doch nicht", warf Kliem ein.

„Doch, Vater, ich weiß es! Mein Herz sagt es mir, daß ich ihn finden werde, irgendwo da draußen in Frankreich. Und wenn ich ihn gefunden, dann komme ich zurück."

„Und wenn er schon tot ist?"

„Dann suche ich wenigstens sein Grab und bringe ihn her und bette ihn neben sein totes Weib, dann war der Stein uns am Weg ein unübersteigbarer Fels, und dann gehe ich wieder hinaus und komme erst im Frieden heim."

„Mein liebes, tapferes Mädel, ich wünsche dir Glück!"

Kliem zog seine Tochter an sich und küßte sie zärtlich.

Erna ging auf ihr Zimmer, um noch einige Sachen für den Koffer zurechtzulegen.

Dann kam das Mittagessen, das heute besonders still verlief, da jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war.

„Liebe Mutter, noch eine große Bitte habe ich an dich", sagte Erna plötzlich unvermittelt.

„Nun, mein Kind?"

„Mutter, ich war täglich draußen auf dem Friedhof, wo Pauls erste Frau ruht, und habe das Grab gepflegt. Nun gehe ich fort, und es könnte verwildern; möchtest du da . . ."

„Gerne, mein Kind, wenn du Wert darauf legst!"

Erna küßte der Mutter die Hand. „Ich danke dir, Gute!"

Die Stunden vergingen im Fluge der Zeit, und es kam die Stunde des Abschieds.

Kliem, der nie ein Freund von Sentimentalitäten war, verabschiedete sich herzlich und kurz, sprach Erna Mut zu und wünschte ihr Glück.

Mutter Kliem weinte gar sehr, aber doch empfand sie einen gewissen Trost, daß ihre Tochter so mutig und willig hinauszog in dies waffenklirrende Leben.

Um Punkt sieben rollte der lange Rote-Kreuz-Zug aus der Bahnhofshalle hinaus.

Erna saß am Fenster und sah hinaus in den sternenklaren Abend, die Hände gefaltet zum Gebet.

„O Gott, laß mich ihn finden", sprachen ihre Lippen leise. —

21. Kapitel.

„Achtung!"

Dröhnend klang das Kommando über das Feld.

Die Männer, die mit Spaten und Hacke den Boden bearbeitet, hielten inne und blickten auf.

Einige stützten sich müde auf ihr Arbeitsgerät, andere wischten mit Hemdsärmeln und Tüchern den Schweiß von der Stirn und drehten sich neugierig blickend um.

Hinter der Kolonne der Arbeiter kamen einige Offiziere zum Vorschein, inspizierten die Arbeiten, andere wieder maßen mit Zollstock und Picke.

Eine hohe Gestalt mit breiten Biesen an den Beinkleidern nickte den anderen Herren zu:

„Gut! Hier sollen sie sich die Schädel einrennen!"

Dann wandte er sich den Mannschaften zu und sprach freundlich zu ihnen:

„Na, Jungens, noch zwei Tage dann seid ihr fertig, gelt?"

„Zu Befehl, Exzellenz", antwortete der Rottenführer.

Der Generalstäbler nickte.

„Herr Hauptmann Armin, lassen Sie die Leute antreten."

„Achtung! Stillgestanden! In zwei Glieder formiert!"

Kurz und scharf klang das Kommando, in kurzen Sätzen fegten die Leute zusammen.

„Richt' euch! Augen grade aus! Rührt euch! Die Mannschaften, die jetzt verlesen werden, vortreten! Achtung!"

Name auf Name klang. Vor der Front standen sie und sahen erwartungsvoll zu dem Offizier hinüber.

„Abzählen!"

„Eins, zwei, drei . . ."

„Zweihunderteinunddreißig", klang es laut vom letzten zurück.

„Ein Mann fehlt. Zum Donnerwetter, aufpassen! Ich lese noch mal, wenn der Kerl wieder schläft, fliegt er ins Loch. Achtung!"

Wieder klang Name auf Name, hier auf hier.

„Werner."

„Hier", schallte es aus der hinteren Front zurück.

„Werner! Zum Teufel, wo stecken Sie denn?"

„Hier, Herr Hauptmann."

„Munter, munter, schlafen können Sie im Quartier!" wetterte der „Alte".

„Die anderen Mannschaften: Weggetreten."

Nach kurzer Zeit stand nur noch der aufgerufene Trupp.

„Ihr geht jetzt nach St. Quentin zurück. Dort werdet ihr untersucht und zur Front abgeschoben. Aber denkt ja nicht, ihr Kerls, daß ihr, wenn ihr untauglich seid, nach Hause geht! Die nicht felddienstfähigen Mannschaften melden sich morgen früh hier bei mir. Den anderen wünsche ich von Herzen Glück und erwarte, daß ihr euch vor dem Feinde ebenso brav zeigt, wie hier. Unsere Armee, unser gnädigster Kaiser und König: Hurra, hurra, hurra!"

Brausend klang das „Hurra" der „Erlosten".

„Gefreiter Werner, Sie führen die Kompagnie nach St. Quentin."

„Zu Befehl!"

Werner sprang vor und grüßte.

Der Offizier legte die Hand an die Mütze, winkte ihnen allen noch einmal zu und ging zu den anderen Herren zurück.

Werner ließ die Kameraden zu vieren nebeneinander antreten, und vorwärts ging's in die Mittagssonne hinein, einer neuen Zukunft entgegen, die graue Nebelwolken noch verbargen, von der man nur wußte, daß sie Tod und Verderben brachte in die Reihen der Männer, die hinausziehen mußten, um König und Reich, Weib und Kind zu verteidigen.

Weib und Kind . . ., die verteidigte er ja nicht mehr, die ruhten friedlich in heimatlicher Erde, auf der die Tritte der hinausziehenden deutschen Bataillone stampften. Und er stand in Feindesland, baute Schützengräben und Massengräber . . . vielleicht seines mit . . . dann waren sie wieder vereint . . .

Früher war er bei dem Gedenken an seine Toten immer so weich geworden, heute nicht mehr . . . . da um ihn, kaum vier Meilen weiter, hielt der Tod grausige Ernte, manch bleiches Antlitz sah er vor sich liegen, blutbespritzt und schmerzverzerrt, und manch lieben Kameraden bettete er zur ewigen Ruhe in feindlicher Erde.

Wie mochte es wohl zu Hause aussehen?

Sein Vater führte wohl noch das Geschäft weiter mit wenig Menschen, die alten vielleicht nur . . . Und bei Kliems? Ob die beiden schon versöhnt waren?

Einmal wollte er schon an seinen Vater schreiben, der Groll gegen den Alten war gewichen, seit der harte Krieg ihn in seine Schule genommen hatte; aber es kam soviel Neues dazwischen, ein wenig schämte er sich auch . . . er ließ es beim Willen. So hatte er nichts mehr gehört von der Heimat und den Seinen. Die Mannschaften, die mit ihm dienten, stammten fast alle aus dem Rheinland, ein paar Oberschlesier waren dabei. So war der Winter ins Feld gezogen, der Frühling kam, und Paul Werner wurde zur Arbeitskompagnie als aufsichtsführender Gefreiter kommandiert.

Auch bei den Schippern gab's schöne Tage, auch sie mußten sich ganz dem Dienste für das Vaterland hingeben, mochten die Grauen noch so spotten und hänseln.

Heut schlug ja die Stunde der Ablösung, und morgen schon standen vielleicht auch sie vor dem Feinde.

Werner marschierte neben der ersten Gruppe, ganz in Gedanken.

Die andern sangen und schwatzten.

Gegen zwei Uhr waren sie in St. Quentin.

Werner meldete den Zug in der Kommandantur.

Einige Unteroffiziere steckten neugierig die Köpfe heraus.

„Jesses, Werner!" rief einer ganz laut und lief spornstreichs auf den Gefreiten zu.

„Mensch, was machst du denn hier?"

„Winter, du?" kam es erstaunt von Pauls Lippen, und so überrascht war er, daß er selbst die Ehrenbezeugung vor dem Vorgesetzten vergaß.

Winter schüttelte ihm kräftig die Hand.

„Du kommst wohl zur Untersuchung? Ach ja, es wurde schon telephoniert. Also beorg' die Geschichte und komme dann rüber! Das ist doch nett, daß wir uns hier treffen! Wir . . . ."

Ein höherer Stabsoffizier kam dazwischen und unterbrach den Unteroffizier.

Paul Werner meldete den Zug.

„Gut! Gehen Sie mit den Leuten dort in den Hof und warten Sie!"

„Zu Befehl!"

Zwei Stunden später war die Untersuchung vorüber, und die Leute marschierten nach der als Kaserne eingerichteten Schule.

Werner ging, nachdem er noch seine Sachen und Waffen empfangen hatte, zur Kommandantur zurück.

Winter hatte ihn erwartet und zum Empfange sogar einige Flaschen Bier auffahren lassen.

„Komm, altes Haus, das wollen wir begießen." Damit führte er den Freund und Kameraden zum Sofa in der kleinen Bude. „Zu welchem Regiment bist du denn gekommen?"

„84. Erste Kompagnie, zweiter Zug", antwortete Paul.

„Dunnerlüttchen, zu mir. Ich gehe nämlich morgen auch raus. Die schönen Tage sind leider, leider zu Ende. Na, den letzten Abend müssen wir feiern. Prosit, Paul!"

„Prosit! Prosit!"

Hell klangen die Gläser zusammen.

„Schmeckt wie Haasebier, was?"

„Beinahe!" lachte Werner.

„Nun sag' mal, mein Junge, was hast du denn so gemacht die ganze Zeit vorher?"

Werners Gesicht überflog ein Schatten.

Winter sah den Ausdruck, und den Freund fest ansehend, sagte er:

„Wenn es dir unangenehm ist, dann freilich . . ."

„Ach nein, nicht unangenehm, aber schließlich doch traurig!"

Winter schob ihm eine Zigarre hin.

„Rauch', Freund! Wenn die blauen Wolken so ziehen, denkt man ruhiger an die Vergangenheit. So geht's mir wenigstens."

Paul zündete die Braune an und fing langsam an zu erzählen:

„Du weißt ja, daß ich mit meinem Vater trotz des Todes meiner Frau nicht versöhnt wurde. Vielleicht war ich auch damals viel selbst schuld, vielleicht zu unversöhnlich, abstoßend, aber . . . meine Stimmung war damals eben nicht danach, nachzugeben. Noch zitterte ja in mir der Schmerz über den Verlust meines Liebsten, meines Weibes. Ich hatte ja auch dann wieder eine glänzende Stellung, da brauchte ich das Almosen meines Vaters erst recht nicht."

„Du solltest doch zu Kliem als Prokurist?"

„Ja, ich sollte. Ich hatte Schulden, und Kliem hat sie mir alle bezahlt. In normalen Zeiten hätte ich nichts sehnlicher gewünscht als eine solche Hilfe, damals fiel sie mir auf die Nerven. Ich witterte mehr dahinter als reine Freundschaft."

„Ich verstehe!" unterbrach ihn Winter lebhaft. „Erna!"

„Stimmt! Gewiß, es bestanden einmal Beziehungen zwischen uns, aber das war doch so lange, lange her, damals war sie noch ein halber Backfisch, spielte mit mir, wie mit jedem andern. Heute kam sie fast selbst zu mir, ja ich argwöhnte, sie lauerte auf den Tod meiner Frau, um mich für sich einzufangen. Und dieser Argwohn wuchs in mir mit jeder Minute, die ich sie sah und sprach, wuchs zu einem Ekel, der mich nicht mehr losließ. Da beschloß ich, alles von mir zu werfen, ich zerriß den Vertrag mit Kliem, kopflos lief ich zur Bahn und fuhr nach Hamburg. Unterwegs hörte ich meinen Namen rufen, ein Telegramm, von wem, weiß ich nicht. Ich meldete mich nicht, wozu auch? Ich brach ja die Brücken hinter mir ab, nichts gehörte mir als mein Leben, und das wollte ich allein bestimmen. Ich hatte noch ein paar Mark, hatte meine alten Möbel verkauft, zum notdürftigen Leben langte es ja auch schließlich, und in der Zwischenzeit glaubte ich doch eine Stellung zu finden. Ich lief von morgens bis zum späten Abend herum, überall klopfte ich an, und nirgends fand ich Beschäftigung. Um Politik hatte ich mich in der Zeit gar nicht gekümmert, der Krieg überraschte mich in einem Vermittlungsbureau. Wir wurden nach Hause geschickt. Was tun? Mein Geld ging zu Ende, war ich doch schon fast zwei Wochen in Hamburg und hatte noch keinen Pfennig verdient. Da ging ich bei einer Infanteriekaserne vorbei. Dort wurden gerade junge Leute gemustert, Freiwillige. Ohne mich zu besinnen, trat ich zu den Wartenden. Abends war ich schon Soldat. In der schweren Zeit der Ausbildung vergaß ich allmählich meinen Kummer. Versorgt war ich ja nun für die Zeit des Krieges, und wenn mich eine Kugel treffen sollte, dann hatte ich ja niemanden zu versorgen, und niemand brauchte mich zu beweinen."

„O nein, mein Freund, du irrst! Dein Vater?"

„Mein Vater ist ein harter Mann, der für mich kein Herz hatte, als ich Not litt. Ihm würde vielleicht mein Tod nur willkommen sein", versetzte Paul bitter.

„Paul, bist du von Sinnen? Ich sage dir, dein Vater sucht dich, seit du ausgerissen bist, täglich! Ich weiß das aus Briefen, die ich aus Breslau bekam. Er soll ein gebrochener Mann sein, den nur noch die Hoffnung hält, die Hoffnung, dich wiederzusehen."

„Ich komme nicht mehr wieder", entgegnete Paul dumpf.

„Unsinn, das kannst du nicht wissen! Ich werde ihm schreiben . . ."

„Um Himmels willen, nein! Ich mag nicht . . . !"

„Sei kein Kind, Paul! Der alte Herr mag sein, wie er wolle, aber er ist dein Vater . . . !"

„Mein Vater . . . Das Wort hörte ich lange, lange nicht mehr. Wenn es andern etwas Schönes, Großes bedeutet, mir war es ein Stein im Weg."

Beide schwiegen. Dann fuhr Paul fort:

„Ich werde ihm selbst schreiben, nach dem ersten Gefecht!"

Fest sah ihn der Freund an.

„Ich verstehe dich. Aber wenn du heil herauskommst und ich auch, dann schreibst du bestimmt!"

„Bestimmt!"

„Erzähl' weiter!"

„Nach der Ausbildung kam ich, inzwischen Gefreiter geworden, zu einer Arbeitskompagnie. Wir bauten draußen Unterstände und Feldbefestigungen. Heute wurde ich abgelöst. So kam ich hierher."

„Und morgen gehen wir zusammen vor den Feind. Ich werde dafür sorgen, daß du in meine Abteilung kommst, damit wir stets zusammen sein können. Wir waren doch immer Freunde und wollen es jetzt im Kampfe erst recht sein!

„Gelt?"

Winter hielt dem Freunde die Hand hin.

„Ja, immer!" schlug Paul kräftig ein.

22. Kapitel.

Wochen waren vergangen.

Deutschlands und Oesterreichs Heere drängten die Russen siegreich aus Galizien hinaus und standen vor der festen Weichsellinie.

Und im Westen hielten Teile der deutschen Heeresmacht in zähem kraftvollen Widerstande die überlegenen Massen der Franzosen und Engländer auf, hin und her tobte der Kampf vom Meer bis zur Schweiz mit wechselndem Erfolg.

In der Hölle von Ypern war Ruhe eingetreten, aber bei Souchez tobte der Kampf. Die gewaltige Offensive der Feinde brach sich an den felsenharten Stellungen der deutschen Männer, tropfenweise verblutete ein tapferes Heer in wochenlangen Kämpfen. Während im Osten Riesenschlachten gewonnen, meilenweite Strecken in kurzen Tagen durchquert wurden, rangen die Gegner im Westen um kleine Gräben, zerfetzte Gehöfte und zerstörte Fabriken.

Seit gestern hielten die Franzosen die Zuckerfabrik besetzt und mit ihr einen kleinen Teil der deutschen Stellungen. Die deutsche Artillerie antwortete nicht mehr auf das herausfordernde Knallen der Franzosen, schien besiegt zu sein.

Aber weiter hinten in den Laufgräben, da brodelte es unheimlich.

Hinter der Front wob und trieb geheimnisvolles Leben. Im Schatten der Nacht kamen sie an, lange Kolonnen entschlossener Männer, stumm bezogen sie ihre Stellungen und warteten.

Von Mann zu Mann ging ein Flüstern: „Morgen früh geht's zum Sturm!"

(Schluß folgt.)